

USINGER GESCHICHTSHEFTE 4

Geschichtsverein Usingen e.V.

Usinger Geschichte können Sie jeden Sonntag von 14 – 17 Uhr erleben!



MUSEUM im Kavaliershhaus

Bedeutende Usinger Persönlichkeiten und Dinge aus alter Usinger Zeit

EINTRITT FREI!
Sonderführungen nach Vereinbarung.
Telefon 06081 - 21 22

Usinger Museum für Vor- und Frühgeschichte im Rathaus-Keller
Sonntags von 14 bis 17 Uhr

Funde von der Stein- bis zur Eisenzeit

Die beiden Museen sind immer im wöchentlichen Wechsel geöffnet!



Das ehemalige Usinger Schloß und Lehrer-Seminar

Erinnerungen aus der Usinger Seminarzeit 1856 – 1859

Zeitgenössische Darstellung
von Daniel Weber
(1840 - 1915)

**STADT-ARCHIV
USINGEN
ARCHIV
GESCHICHTSVEREIN**



Stadt Usingen

Öffnungszeiten:
Mo, Di, Mi 10⁰⁰ – 12⁰⁰ Uhr
und nach Vereinbarung



Usingen · Weilburger Straße 46

**Überarbeitete
Neuaufgabe**

Geschichtsverein Usingen e.V.

**Erinnerungen
aus der Usinger Seminarzeit
von 1856 bis 1859**

aufgezeichnet von Daniel Weber
(1840 – 1915)



Verantwortlich für Inhalt
Günther Wengenroth, Usingen

Das Jahr 1851 brachte für die Stadt Usingen einen Umschwung im Schulwesen. Im alten nassauischen Schloss wurde das evangelische Lehrerseminar für das Herzogtum Nassau eingerichtet, während die katholischen Lehrer in Montabauer ausgebildet wurden. Hunderte von Lehrern gingen von hier in alle Teile des nassauer Landes und später in den Regierungsbezirk Wiesbaden der preußischen Provinz Hessen-Nassau (seit 1866). Sie wurden für ihren Beruf in der sogenannten Seminarübungsschule, die dann 1913 auch Mädchen aufnahm, ausgebildet.*

Der aus Fellerdilln bei Haiger stammende Daniel Weber hat seine „Erinnerungen aus der Jugendzeit 1840 bis 1865“ niedergeschrieben und einen Abschnitt „Usingen“ genannt. Das war die Zeit von 1856 bis 1859, in der er das Usinger Seminar besuchte als es noch in dem ehemals bestehenden Schloss untergebracht war. Wie wir wissen, ist das Schloss 1973 abgebrannt. Seine Urenkelin, Frau Dr. Ruth Gilg-Ludwig aus Rifferswil in der Schweiz hat diese Aufzeichnungen in einem Buch veröffentlicht. Wir glauben, daß gerade die Seminarzeit - eine bedeutende Zeit für Usingen - und die Schilderungen aus dem vergangenen Jahrhundert es Wert ist festgehalten und in unseren Geschichtsheften ausgedruckt zu werden. Frau Dr. Gilg-Ludwig hat uns erlaubt den für uns interessanten Teil über Usingen zu veröffentlichen und somit die „Blütezeit“ des Seminars nochmals auferstehen zu lassen. Wir danken für diese Möglichkeit dieser separaten Veröffentlichung und glauben hiermit einen Beitrag zur Aufhellung über die geschichtliche Entwicklung unserer Stadt leisten zu können. Sicherlich liegt dies auch im Sinne des ehemaligen Seminaristen Daniel Weber, der hier in Usingen seinen Beruf erlernte. Die Schilderungen spiegeln alle Schwierigkeiten des 19. Jahrhunderts wider und lassen den Zeitgeist, die Lebensverhältnisse und die kulturelle Entwicklung unserer Vorfahren sprechen. Es lohnt sich auch diese Seite der alten Seminarstadt Usingen um 1850 kennenzulernen.

Günther Wengenroth, Usingen, 1992/2012

* aus dem Buch von Rudi und Martha Kaethner im Wagner-Verlag, Usingen 1981:

„Usingen – Menschen und Ereignisse aus der Geschichte einer kleinen deutschen Stadt“

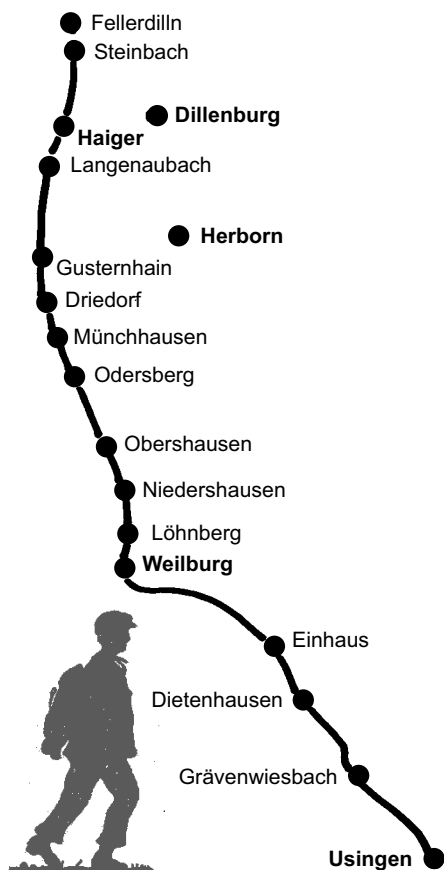
Die Konkursprüfung	Seite 4
Die zweite Reise nach Usingen	Seite 14
Die ersten Tage im Seminar	Seite 19
Das Schloß und der Schloßgarten	Seite 23
Das Leben und Lernen im Seminar	Seite 28
Der Sommer 1856	Seite 33
Die Weihnachtsferien	Seite 36
In der zweiten Klasse	Seite 44
Der Erstklässer	Seite 51
Die Heimreise	Seite 57
Nachruf	Seite 59

Die Konkursprüfung

Der Tag der Aufnahmeprüfung in das Seminar war festgesetzt, und ich rüstete mich zur Reise. Diese Prüfung führte damals den ominösen Namen Konkursprüfung, und mancher Prüfling machte auch wirklich Konkurs und mußte einen neuen Lebenslauf anfangen.

Der Weg von Fellerdilln nach Usingen führte über Weilburg und kann in 14 bis 15 Stunden zurückgelegt werden. Für mich war das eine weite Reise; ich war noch nicht weiter als bis Herborn gekommen, das kaum vier Stunden von Fellerdilln entfernt ist. An Gesellschaft fehlte es nicht; in der Nähe wohnten vier Aspiranten, die auch zur Prüfung nach Usingen eingeladen waren. In Steinbach wohnte der nächste: Heinrich Kring, und diesem schloß ich mich an. Sein Lehrer, Paul Freilingen, begleitete ihn, und so hatten wir beide einen guten Führer. Bruder Johann Heinrich war am 1. April von Sechshelden nach Eschborn versetzt worden, und deshalb war ich auf mich selbst angewiesen. Es war an einem der letzten Tage des April 1856, als ich frühmorgens unter vielen Tränen im Elternhaus Abschied nahm.

Die schwere Prüfung und der weite Weg! Der Vater begleitete mich bis Haiger, wo wir die Steinbacher Reisege-fährten trafen. Auf dem Rücken hatte ich mein Schulränzchen, in welchem zwei Hemden und ein Paar Strümpfe eingepackt waren. Oben darauf waren Bertinis Etüden zusammenge-rolt und festgebunden, daß sie ja nicht herunterfallen und verloren werden konnten. Aus Langenau bach zogen ebenfalls drei Aspiranten, die man heute Präparanden nennt – ein Wort so schön wie das andere – nach Usingen zu der Konkursprüfung. Wir trafen sie aber nicht, sie waren schon schon aufgebrochen, und wir kamen erst in Usingen mit ihnen zusammen. Das Wetter war recht warm, und wir marschierten recht wohlgemut von Langenau bach den Westerwald hinauf über Gusternhain nach Driedorf, wo wir einkehrten und uns für die Weiterreise stärkten. Von Driedorf ging es langsam wieder bergab dem Lahntal zu. Wir passierten die Dörfer Münchhausen, Odersberg, Obershausen und Niedershausen und kamen abends bei guter Zeit nach



Löhnberg, wo wir das Nachtquartier nahmen. Zwischen Niedershausen und Löhnberg liegt mitten in der Wiese ein Sauerbrunnen, wir machten den kleinen Umweg dahin, und ich habe hier zum ersten Mal in meinem Leben Sauerwasser getrunken. Dieses steht dem Fachinger- und Selterswasser weit nach und gleicht dem Vilbeler Sauerwasser. Löhnberg ist ein altertümliches Städtchen, und die Stadtmauern und Türme auf dem hohen Lahnufer geben ihm ein romantisches Ansehen. Wir kehrten beim Gastwirt Neu ein und vertauschten unsere Stiefel mit Schlappen. Meine Füße brannten mir gar sehr; als ich eine Weile gesessen hatte, konnte ich kaum noch gehen.

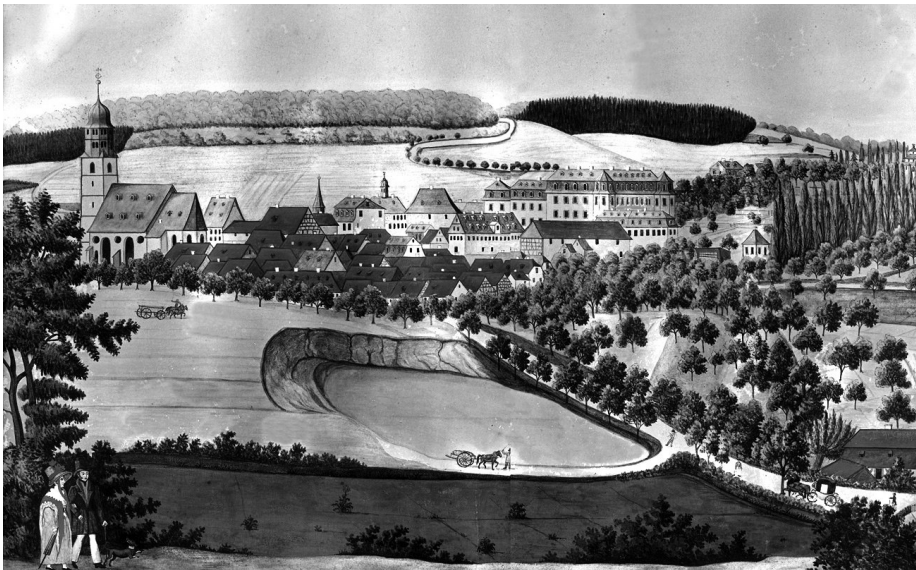
Unser Nachtessen war recht einfach, schmeckte uns aber vorzüglich. Wir hatten den Tag über nichts Warmes genossen außer einem Kaffee in Driedorf. Für's erste aßen wir eine Suppe, darauf folgten Kartoffeln, Sauerkraut, Bratwürstchen und Zwetschen. Dazu tranken wir von dem sauren, bitteren, obergärigen Bier, das ich nie leiden konnte. Das Glas war so groß; es enthielt 1/2 Liter und wollte gar nicht alle werden. Ich glaubte in meiner Einfalt, man müsse stets austrinken, was man bestellt hätte, sonst würde der Wirt böse. Herr Paul sah, wie ich mich an meinem Glas abmühte und sagte: Warte nur, morgen trinken wir beim Rosenkranz in Weilburg ein Glas Doppelbier, das schmeckt besser. Wir begaben uns zeitig zur Ruhe, den anderen Morgen wollten wir frühe aufstehen und uns Weilburg einmal ordentlich ansehen. Als wir unsere bescheidene Zeche - 50 Kreuzer - bezahlt hatten und wieder zum Wanderstab griffen, war es doch nicht mehr so frühe, es war sieben Uhr und läutete gerade in die Schule. Die Landstraße führt von Löhnberg nach Weilburg dicht am Lahnufer dahin, und ich betrachtete den Fluß recht aufmerksam, der, durch ein Wehr gestaut, so ruhig dahinflöß. Aber in der ersten Viertelstunde konnte ich nur an die wieder schmerzenden Füße denken. Herr Paul tröstete mich: „Nur nicht die Ohren hängen lassen, nach einer halben Stunde ist alles wieder gut.“ Und so kam es auch; mit jedem Schritt ging es etwas besser, und ehe wir nach Weilburg kamen, war ich wieder ganz mobil.

Bei Weilburg sahen wir den Lahntunnel, in welchem gerade ein großer Eisenstein-Nachen verschwand. „Ist das nicht gefährlich?“ fragte ich Herrn Paul. „Ei, wo, entgegnete dieser, da kann nichts passieren.“ Darauf erklärte er uns das Wehr, das das Wasser staut, die Schleusen, in denen die Schiffe gehoben und gesenkt werden, und machte uns auf die Inschrift über dem Tunnel aufmerksam, die in lateinischer Sprache der Nachwelt verkündet, daß unter der Regierung des Herzogs Adolf der Tunnel 1847 vollendet worden sei. In Weilburg war unser erster Gang an die Kaserne, wo Herr Paul vor einigen Jahren sechs Wochen lang Soldat gespielt hatte. Die Zeiten waren längst vorüber, daß die Lehrer nicht zu dienen brauchten. Der ganze Platz war voll Soldaten, die mit Sack und Pack marschierten, daß es eine Lust war zuzusehen. Die Offiziere hatten nur ein kleines Ränzchen auf dem Rücken, kaum größer als mein Schulranzen, einen langen Säbel in der Hand und eine orangefarbige Binde mit langen Quasten umgebunden. Herr Paul erklärte mir, daß das eine Schürze sei, die nur die Offiziere tragen durften.

Nachdem wir den Soldaten eine zeitlang zugeschaut hatten, ging wir oder stiegen vielmehr hinauf in die Stadt; wir wollten ja in der Brauerei Rosenkranz von dem vorzüglichen Doppelbier trinken. Unterwegs aber lenkten wir unsere Schritte in einen Metzgerladen und kauften uns ein nicht zu kleines Stück Preßkopf; denn wir mußten kräftig frühstücken und auch noch etwas auf den Weg mitnehmen. Ein Stück Brot in der Tasche ist immer besser als eine Feder auf dem Hut. Bei dem Bäcker kauften wir noch einige Wasserwecken und kamen mit gefüllten Taschen in der Brauerei und Wirtschaft Rosenkranz. Ja, dieses Bier war zu loben! Schon das Glas war schön, ein starkes Hänkelglas mit Zinndeckel; das Bier war glänzend braun und hatte einen dichten Feldwebel, der anhielt bis zum letzten Tropfen. Es schmeckte kräftig, aber nicht sauer, und bei jedem Schluck fühlte man ein angenehmes Prickeln in der Nase. Das Glas war leer ehe das zum Frühstück bestimmte Stück Wurst und die Brötchen aufgezehrt waren. Auf Anraten des Herrn Paul tranken Kring und ich noch mein Glas zusammen. Die Zeche betrug sechs Kreuzer.

Wohlgestärkt verließen wir das Haus Rosenkranz und zogen durch das Landtor immer weiter die Frankfurter Straße entlang nach Usingen zu. Die Sonne brannte heiß, die Straße war voll Staub, und die Bäume, die rechts und links an der Straße standen, gaben noch keinen Schatten. Endlich erreichten wir die Anhöhe und auch den Wald, der etwas Schatten spendete. Links unten im Tale liegt der große, mit einer Mauer umgebene Tiergarten; wir sahen aber weder Hirsche noch Rehe. Das Wild hielt Siesta, wir aber mußten im Staub und Sonnenbrand marschieren. Nach zweistündiger Wanderung erreichten wir das Einhaus, das seinem Namen alle Ehre machte. Wir kehrten ein und fanden die Wirtsstube menschenleer. Unter dem Tisch lag ein Kötter, der uns knurrend begrüßte. Nach langem Klopfen und Rufen erschien endlich eine mürrische Frau, die wir in ihrer Gartenarbeit gestört hatten. Wir tranken eine Flasche Bier zusammen und mußten neun Kreuzer dafür bezahlen; dazu war es schlecht und abgestanden. Verdrießlich zogen wir weiter. Das Dorf Dietenhausen, welches zwanzig Minuten seitwärts der Straße liegt, wollte unseren Blicken garnicht entweichen, so langsam schritten wir dahin. Endlich hörte der Wald auf; wir sahen zu unseren Füßen tief unten eine Menge Dächer, die sich um einen Kirchturm gruppierten. Es war Grävenwiesbach, die letzte Station vor Usingen, aber noch 1 1/2 bis 2 Stunden davon entfernt. Als wir das große Dorf betraten, spähten unsere Augen gar verlangend links und rechts nach einem Wirtshaus, damit wir unsere müden Glieder ausruhen und Hunger und Durst stillen könnten. Fast am Ende des Dorfes fanden wir ein stattliches Wirtshaus, vor dem einige mächtige Lindenbäume standen. Sie gaben aber noch keinen Schatten, die Knospen wollten eben aufspringen. Hier kehrten wir ein und verzehrten den Rest unseres Weilburger Frühstücks und tranken einige Glas Dünnbier dazu; der Durst war gar zu groß. Während des Essens erkundigte sich Herr Paul, wie weit es eigentlich noch nach Usingen sei. Der Wirt sah uns alle

ein halb Stunden; aber wenn man einen weiten Weg hinter sich hat, kann man getrost zwei Stunden sagen.“ Da hatten wir's, wir mußten noch zwei Stunden marschieren und brachen bald auf. Es wurde wacker marschiert, denn es war notwendig, so früh als möglich nach Usingen zu kommen. In diesen Tagen strömte eine große Zahl Lehrer und Angehörige der Seminaristen dort zusammen. Die Abiturientenprüfung der Schulkandidaten war in den letzten Tagen gewesen; darauf folgte dann die öffentliche Frühjahrsprüfung der Seminaristen, und an dem anderen Tage war der feierliche Schlußaktus mit Entlassung der Kandidaten. Die Lehrer von nah und fern besuchten die öffentliche Schlußprüfung mit großem Fleiß; einmal wollten sie dabei ihr eigenes Wissen wieder auffrischen und vermehren, dann mit den Kollegen wieder einmal zusammensein und des jungen Nachwuchses sich erfreuen.



Usingen um 1856 · Am Hohen Berg schlängelt sich die Straße von Grävenwiesbach kommend

Usingen war wirklich von Fremden überfüllt; kaum fanden wir im Gasthaus zur Sonne noch ein Plätzchen. Der alte Sonnenreinhard wußte aber immer Rat. Er führte uns in ein kleines Zimmer und sagte: „Hier schläft der Herr Lehrer mit einem von den jungen Herrn, für den anderen jungen Herrn habe ich noch etwas Besseres.“ Damit führte er mich in ein Stübchen hinten nach dem Hofe zu, darin ein ziemlich großes Bett stand. „In diesem Zimmer werden sie schlafen, es ist sehr ruhig gelegen; von dem Lärm der Straße hören sie keinen Ton, und das Bett teilen sie mit zwei jungen Herrn, die auch die Konkursprüfung machen. Das Bett ist groß wie die Arche Noahs; ich garantiere ihnen, daß sie darin schlafen wie in Abrahams Schoß.“

Angenehm war mir die Sache nicht, was ließ sich aber machen? Man mußte am Ende froh sein, eine Herberge gefunden zu haben. Dabei hatte ich auch gar keine Zeit etwas zu entgegnen. Die Worte sprudelten dem Wirt wie ein Quecksilberstrom über die Lippen, kaum konnte mein Ohr ihnen folgen, und sie waren so freundlich und überzeugend, daß ein Widerspruch ganz ausgeschlossen war. Als ich meine Schlafkameraden kennenlernte, war ich auch zufrieden; es waren bekannte Landsleute aus Langenaubach; der eine hieß Peter und der andere Seibel. Leider bestanden sie die Prüfung nicht und wählten einen anderen Beruf.

Nachdem wir uns etwas restauriert hatten, gingen wie nach dem Schloße, um unsern Bekannten aufzusuchen. In dem Schloßhofe fand ich auch Vetter Leonhard und den Seminaristen aus Niederroßbach, beide jetzt wohlbestallte Erstklässer. Sie freuten sich auf ihre zukünftige Privatwohnung in der Stadt, die sie mit dem neuen Semester beziehen würden; das Leben im Schloß, im Internat, sei doch gar elend. Ich konnte das nicht begreifen, ich meinte, es könne nichts Schöneres geben, als in einem Schloß zu wohnen, das vor 30 Jahren noch eine Fürstenresidenz gewesen war. Wenn ich nur hineinkäme, wenn die strenge Prüfung glücklich vorbei wäre! Noch eine ganze Anzahl Seminaristen lernte ich kennen, die sich alle freuten, daß wieder sechs Dillenburger gekommen waren. Landsmann Küster wollte mir vor der Prüfung bange machen, aber die anderen sprachen mir Trost zu. Der schlimmste Examinator sei der Regierungsrat Sporer, der im Rechnen prüfte; aber ich sollte nur nicht denken, daß man alle Fragen beantworten müsse, das könne niemand.

Dann wurde noch rasch zusammengezählt, wieviel Dillenburger im nächsten Semester nach Usingen kommen würden, wenn alle die Prüfung beständen. Es gab die stattliche Zahl elf. In Wirklichkeit kamen nur neun, da zwei durchfielen; aber im Jahre 1857 waren wir zu Zehnt.

Unterdessen war es sieben Uhr geworden, und die Glocke läutete für die 3. und 2. Klasse zum Nachtessen. Der Speisesaal war im Paterre, und man konnte durch die Fenster sehen, wie sie sich um zwei weißgedeckte Tafeln gruppierten und nach einem Gebet wacker zugriffen. Würde ich in vier Wochen dabeisitzen?

Auch in der Sonne war der Tisch gedeckt. In so zahlreicher Gesellschaft hatte ich noch nie gegessen; trotz meiner kleinen Person konnte ich kaum die Ellenbogen bewegen. Das Essen war reichlich und gut, Kartoffelsalat und delikater Kalbsbraten.

Bis dahin hatte ich die Lehrer nur als ernste und gesetzte Männer kennengelernt, denen man auf fünfzig Schritte die Amtsmiene und Amtswürde ansah. Hier war es ganz anders. So muntere, lustige Reden hatte ich in meinem Leben noch nicht gehört als hier in Usingen während und nach dem Nachtessen. „Und der Wein machte sie fröhlich,“ heißt es von den Söhnen Jakobs, als sie in Ägypten an der Tafel ihres Bruders Joseph saßen, den sie als Sklaven verkauft hatten, und der ein Minister des Pharao geworden war. Hier in der Sonne tat es aber der Wein

nicht; ich kann mich nicht entsinnen ein Weinglas gesehen zu haben. Auch das Flaschenbier nicht, das kein Weilburger Rosenkranz war. Nein, es war der Ferienhumor, das Ausgespanntsein aus dem Alltagsjoch und das Jugendgefühl, das die Herzen ergriff, als sie den jungen Nachwuchs sahen, der Prüfung der zukünftigen Kollegen beigewohnt und so manchen Jugendfreund getroffen, der seit Jahrzehnten ihrem Gedächtnis entschwunden war. Man sprach wie immer von den alten Zeiten. Alle waren auf dem Seminar in Idstein gewesen und rühmten das freundschaftliche Verhältnis zwischen Evangelischen und Katholiken. Seit fünf Jahren waren aber zwei Seminare da, getrennt nach Konfessionen - niemand billigte es. Man sprach aber auch von dem Allernächsten, und das war die Wohnungsnot, eigentlich die Schlafangelegenheit. Soviele einen Sohn oder Aspiranten mitgebracht hatten, mußten auch das Nachtlager mit ihm teilen, und manchem wurde gar ein Fremder zugewiesen. Einige hatten dagegen protestiert und waren endlich zum Sonnenreinhard gegangen, aber da fanden sie es gerade so. Wer ganz ungestört und bequem wohnen wollte, mußte in das Hotel Birkenstock gehen. Hier war es aber sehr teuer, und da wohnten auch die beiden Regierungsräte Firnhaber und Sporer; da war es nicht gemütlich. Ganz in meiner Nähe saß ein älterer Herr, der im Erzählen und Späße machen unerschöpflich war; oft lauschte die ganze Gesellschaft, 30 bis 40 Personen, seinem Vortrag. Trotz der Überfüllung hatte er ein schönes Zimmer mit prachtvollem Bett; Plüschsofa, Brüsseler Teppich, Marmorwaschtisch und allem erdenklichem Komfort für sich ganz allein.

Kaum war er mit der verlockenden Schilderung seines Logis zuende, so entgegnete ihm ein junger Kollege: „Herr N-, binden sie uns keinen Bären auf; ein Zimmer wie das eben beschriebene findet sich in der ganzen Sonne nicht.“ Mit scharfem Blicke sah sich der glückliche Gast den Zweifler an und erwiderte: „Junger Mann, sie müssen wohl die Nacht zu 3 oder 4 im Taubenschlag kampieren; wenn sie aber so weit in der Welt herumgekommen wären wie ich, so hätten sie sich auch ein annehmbares Zimmer verschaffen können - für dasselbe Geld. Nun passen sie auf: Wie ich vor zwei Stunden ankam und nach einem Zimmer fragte, führte mich der alte Reinhard über Gänge und Treppen und Hinkelsleitern in ein Stübchen mit schöner Aussicht auf die Mistkaute und sagte: „Hier werden sie recht ruhig schlafen, niemand wird sie stören.“ Ich fragte: „Wem ist denn dieser Büchsenranzen und der Regenschirm da?“ Ja, das wollte ich noch sagen, die sind dem Herrn Y aus Z, einem gar lieben und netten Kollegen von ihnen, mit dem werden sie das Bett teilen.“ Darauf entgegnete ich: „Der Kollege Y aus Z ist mir lieb und wert, aber sein Bettgenosse will ich



Der Sonnenwirt Reinhard

doch nicht sein. Wenn sie alle Zimmer besetzt haben, so gehe ich ein Haus weiter. Im Hotel Birkenstock wird wohl noch Platz sein.“ Als ich Ernst machte, sagte der alte Reinhard: „Ja, wenn sie in eine Privatwohnung ziehen wollten, so könnte ich damit dienen; hier ganz in der Nähe stehen mir einige recht schöne Zimmer zur Verfügung.“ Ich war's zufrieden, zog um, quartierte mich ein. Und hier ist der Hausschlüssel.

Der alte Reinhard hatte gehört, daß von ihm die Rede war, und sich horchend in die Nähe der offenen Türe gestellt. Herr N hatte ihn bemerkt und rief laut: „Ist das nicht so, Herr Reinhard?“ Herr Reinhard trat in seiner großen, weißen Metzgerschürze einen halben Schritt näher, machte einen tiefen Diener und sagte: „Gewiß, gewiß, eine Flasche Bier, den Augenblick!“ und fort war er. Homerisches Gelächter. Wie geschickt hatte sich der alte Sonnenreinhard aus der Verlegenheit geholfen.

Dann erzählte Herr N, wie er sich im letzten Sommer in H bei Gelegenheit der Gewerbeausstellung im Hotel zur Traube ein schönes Zimmer verschafft habe.

Ich kam spät abends mit dem Postwagen an und fand alle Gasthäuser besetzt. Schon wollte ich mich drein fügen und im Wirtszimmer auf dem Sofa kampieren, als dem Gastwirt noch ein rettender Gedanke in den Sinn kam. „Droben in Nr.8 ist ein großes zweischläfriges Bett, und der Gast ist ein schmaler Herr wie sie; ich kenne ihn; er ist sehr gutmütig und wird sie zum Schlafkamerad annehmen, wenn es ihnen recht ist.“ Er ist den Augenblick hinaufgegangen und wird noch auf sein. Ich war's zufrieden und dachte, vielleicht kriegst du auch das Bett allein. Der Wirt klopfte bescheiden an die Türe des Zimmers Nr.8. Der Gast, der noch auf war und die Zeitung las, öffnete und fragte: „Was ist denn gefällig?“ Der Wirt eröffnete unser Anliegen. Der Gast Nr.8 war wirklich ein sehr gutmütiger Herr und sagte bedauernd: „Es tut mir leid, daß ich ihre Bitte abschlagen muß, es ist durchaus unmöglich - ich habe die Krätze und würde den Herrn nur unglücklich machen.“ O, erwiderte ich rasch, wenn's weiter nichts ist, so kann es schon gehen; die Krätze habe ich schon zwei Jahre lang. Ich hab mich so daran gewöhnt, daß ich sie fast gar nicht mehr spüre. Darauf tat der freundliche Gast Nr.8 zwei Schritte rückwärts und sagte verlegen: „Dann haben sie wohl eine schlimmere Sorte wie ich. Es wird besser sein, wenn wir beide nicht in einem Bett schlafen. Wenn es dem Gastwirt recht ist, so schlafe ich die Nacht auf dem Sofa in der Wirtsstube, und sie nehmen das Bett.“ Dem Wirt war es recht und mir ebenfalls.

Da klopfte es an meine Schulter. Meine Schlafkameraden waren da und meinten, es sei Zeit schlafen zu gehen, morgen früh sei die Nacht herum. Sie hatten in einem anderen Zimmer gegessen, wo es nicht halb so interessant war wie hier. Mir war es auch ganz angenehm, wobei ich keinen Schlaf hatte; aber meine Füße taten weh, und die Luft war zum Ersticken. Das Zimmer war nicht sehr groß und recht niedrig; darin saßen mehr als zwanzig Raucher. Die Mehrzahl rauchte kurze Pfeifen, sogenannte Schwanenhälse; Kopf und Abguß waren aus einem Stück;

sie faßten viel und hielten lange an, wenn sie frisch gestopft waren. Einige hatten es auch nicht unterlassen können, ihre langen Pfeifen mitzuschleppen, daß sie stets zur Hand wären. Zigarren wurden damals noch nicht allgemein geraucht, nur im Notfall, wenn man die Pfeife nicht bei sich hatte.

Als wir unser Zimmer betreten hatten, berieten wir, wer vorn, wer in der Mitte und wer an der Wand schlafen sollte. Peter und Seibel waren keine Freunde, und so kam ich als Scheidewand in die Mitte. Der Platz war knapp, wie Heringe lagen wir löffelmanweise nebeneinander, und es dauerte lange, bis ich eingeschlafen war. Nach Mitternacht weckte mich ein heftiger Sturm, und der Regen klatschte wider die Fensterscheiben. Wir schliefen nicht viel. Am folgenden Vormittag war der letzte halbe Tag der öffentlichen Prüfung. Wir wohnten derselben bei, und ich verglich mein Wissen mit dem, was ich hörte.

Nachmittags war der Aktus; es war das erste Konzert, das ich hörte. Ich war ganz Ohr. Dieser Gesang, das Streichquartett - aber die Glanzpunkte waren zwei Klaviervorträge der Abiturienten Lack und Wald. Lack spielte die Phantasie über die Hugenotten von Thalberg und Wald ein Klavierstück von Gloria. Ja, das waren Künstler. Als gegen den Schluß gesungen wurde: Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin! Schaurig süßes Gefühl! Liebliher Frühling, du nahst! Da ergriff mich wirklich ein schauriges Gefühl. Den brausenden Sturm hatte ich in der Nacht stundenlang gehört, und der klatschende Regen konnte den Strom wohl vorstellen. Kein Gedicht und kein Gesang haben mich später so ergriffen als damals diese beiden Verse Uhlands.

Am folgenden Tag reisten die Seminaristen ab und die meisten Fremden mit ihnen, alle per pedes apostolorum. Wir Aspiranten bekamen mit unseren Führern reichlich Platz in den Gasthäusern. Jeder konnte bequem in seinem Bett allein schlafen. Gegen Mittag traf auch der liebe Bruder aus Eschborn in Usingen ein. Ich hatte ihm geschrieben und ihn gebeten, nach Usingen zu kommen. Der Weg war nur eine kleine Tagesreise. Jetzt war er da, zu meiner Freude und zu meinem Trost. Um fünf Uhr hatten wir uns bei dem Direktor zu melden, dem kleinen Herrn mit dem langen Rock und dem scharfen Blick. Er empfing uns nicht gerade freundlich, schaute abwechselnd in unser Gesicht und die vor ihm liegenden Papiere und beschied uns den folgenden Morgen sieben Uhr in das Zimmer der ersten Klasse zur Prüfung.

Wir fanden uns rechtzeitig ein; die Namen wurden verlesen, und 23 Aspiranten antworteten zaghaft : hier. Die Prüfung begann. Wir armen Schlachtopfer waren in mehrere Gruppen verteilt worden, damit nicht zuviele auf einmal in die Presse kämen, - um sie besser ausquetschen zu können. Die Prüfung ging so ziemlich; ich konnte nicht alle Fragen beantworten, aber das Umangenehme bei derselben war das: Wenn ich etwas wußte, so hieß es gleich: gut, gut. Haperte es aber, so konnten die Examinatoren mit Fragen gar kein Ende finden. Bei dem gefürchteten Herrn Sporer ging es ganz gut. Ich konnte seine Aufgaben schnell und sicher

rechnen, aber auf sein ewiges Warumfragen, hatte ich selten eine Antwort. Mein einziger Trost war der, daß es den anderen gerade so ging wie mir. Als Aufsatz wurde uns eine Parabel vorgelesen, die wir nachbilden sollten; sie hieß: „Die vier Jahreszeiten.“ Ich habe sie später nur ein einziges Mal in einem Lesebuch wiedergefunden. Der Anfang lautete: Die vier Jahreszeiten wurden einmal vor Gott gefordert und einer jeden Name und Zeichen gegeben. Zum Frühling wurde gesagt: dein Name soll Frühling heißen, weil du die Menschen frühe wecken sollst zum Gebet und zur Arbeit usw. Die Arbeit war für einen sechzehnjährlichen jungen Menschen gewiß sehr leicht, nur die Interpunktion hatte, der direkten Rede wegen, einige Schwierigkeiten. Am schlimmsten erging es mir beim Klavierspielen. Ich trat ganz beherzt mit Bertinis Etüden vor. Auf die Frage, ob ich sie alle spielen könne, antwortete ich herzhafte, ja. Es wurde eine ausgewählt, gerade die schwerste. Ich setzte mich auf den Klavierstuhl. Der war mir schon viel zu hoch, meine Beine reichten nicht auf den Boden; aber erst das Spielen! Die Tasten hatten einen zähen Anschlag und spielten sich so schwer, daß die kleinen Finger, die der leichten Tasten meines Klavierchens gewohnt waren, kaum einen Ton hervorbringen konnten. Draufschlagen! kräftig draufschlagen rief der Musiklehrer Feye. Leicht gesagt. Mit Mühe haspelte ich die halbe Etüde herunter und ging dann beschämt an meinen Platz. Den meisten anderen ging es ebenso.



Ob die Prüfung ein oder zwei Tage dauerte, ist mir nicht mehr in der Erinnerung. Alles muß einmal zu Ende gehen, so auch die Prüfung. Wir versammelten uns wieder in dem Zimmer der 1. Klasse. Der Direktor teilte uns das Resultat mit. Von den 23 Aspiranten hatten zwanzig die Prüfung bestanden. Drei waren durchgefallen, darunter auch meine zwei Schlafkameraden. Sie fingen an zu weinen. Ich fühlte herzlichen Mitleid mit ihnen; ich hatte ja auch vieles nicht gewußt. Zum Schluß wurde uns noch der Anfang des Sommersemesters mitgeteilt. Abends vorher hatten wir uns bei dem Direktor zu melden.

Vergnügt stiegen wir die Treppe hinunter in den Schloßhof. Dem lieben Bruder brauchte ich nicht zu sagen, daß ich die Prüfung bestanden hätte, er sah es mir an. Etwa ein Dutzend Lehrer und Aspiranten zusammen hatten am folgenden Tag den Weg über Weilburg zu machen. Die älteren Herren beschlossen einen Leiterwagen zu mieten und nach Weilburg zu fahren. Wenn wir zeitig aufbrächen, würden wir noch vor Mittag in Haiger sein und könnten dann bequem unsere Heimat erreichen, kämen einen Tag früher an, sparten Geld und brauchten nur den halben Weg zu gehen. Das leuchtete Allen ein. Wir setzten uns früh morgens auf den Leiterwagen und fuhren nach Weilburg.

Dieser Teil des Heimweges war sehr kurzweilig. Die Unterhaltung stockte keinen Augenblick. Man kam rasch vorwärts und brauchte kein Glied zu bewegen. Der Sitz war allerdings recht unbequem, aber das machte nichts. Es ist immer besser armselig gefahren, als wie hoffärtig gegangen. Ich hielt fleißig Umschau über die Berge, Täler, Wälder und die fremden Menschen, die uns auf der Landstraße begegneten und durch deren Dörfer wir kamen. Da war doch vieles anders als daheim. Noch vor elf Uhr waren wir in Weilburg, restaurierten bei Rosenkranz und zogen dann unseres Weges weiter nach Löhnberg und den Westwald hinan. Die letzte Hälfte des Weges war nicht so angenehm wie die erste. Es ging immer bergauf bis Driedorf.

Es war am Abend schon spät, als ich recht müde zu Hause ankam. Die Eltern erschranken ordentlich, denn sie hatten mich erst am anderen Tage erwartet. Wer beschreibt aber die Freude, als sie hörten, ich habe die Prüfung bestanden. „Was willst du essen? Was soll ich dir kochen?“ fragte die Mutter. Ich war aber mehr müde als hungrig und wählte mir einen Teller Dickmilch mit einem Butterbrot. Die Brüder wollten noch manches hören und konnten des Fragens gar kein Ende finden. Der Vater verwies es ihnen mit den Worten: „Jetzt laßt ihn einmal in Ruhe essen, ihr seht ja, wie müde er ist. Morgen ist auch noch ein Tag.“ Da geduldeten sich die Brüder; bald lag alles in süßer Ruhe. Ich hörte nicht mehr wie der Nachtwächter die zehnte Stunde verkündete.

Die zweite Reise nach Usingen

Die gute Mutter hatte jetzt viel Sorge und Mühe meine Wäsche in Ordnung zu bringen und zu ergänzen. Es war gut, daß eine Schwiegertochter im Hause war, die sie dabei unterstützen konnte.

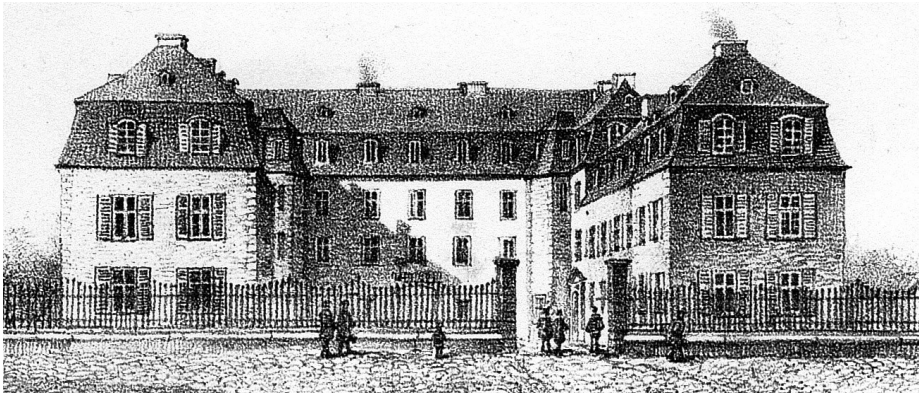
Mit Vetter Leonhard war ich oft zusammen. Er erzählte mir von dem Seminar, den Lehrern, allen möglichen Dingen und gab mir Verhaltensmaßregeln für alle möglichen Fälle. Der Pennalismus stand da mals am Usinger Seminar in voller Blüte, und die Drittklässler, die den schönen Namen „Knochen“ führten, wurden von den Zweitklässlern, den „Füchsen“, gar sehr gehudelt. Man darf sich nicht alles gefallen lassen, sonst ist man ein Hampelmann; wer sich aber nichts gefallen lassen will, ist eine Kratzbürste und fährt umso schlimmer. Wo ist jedoch der goldene Mittelweg?

Ich machte mir darüber wenig Sorgen. Es ging auch gut. Die vier Wochen gingen rasch zu Ende. Nun mußte an die Reise nach Usingen gedacht werden. Wie bringen wir das Klavier und den Koffer dorthin? Den Koffer schicken wir mit der Post. Auch für das Klavier fand sich ein Rat. Ein Fuhrmann, der Leder von Haiger nach Frankfurt fuhr, nahm es oben auf seinen Lederballen mit und übergab es in Frankfurt einem Usinger Lederfuhrmann, der es glücklich an Ort und Stelle brachte. Als ich nach Usingen kam, war es schon da.

Das Reiseprogramm hatte Vetter Leonhard mit einigen Freunden schon gemacht, und ich schloß mich natürlich an. Der Abschied von den Eltern und Brüdern fiel mir sehr schwer, aber ich nahm mich zusammen, weil der Vater dabei war; der hätte mich als Mamakindchen doch nur ausgelacht. Nur die Hand der lieben Mutter konnte ich kaum loslassen - ein Tränenstrom floß über meine Wangen. Als wir das Elternhaus verlassen hatten, sagte der Vetter vorwurfsvoll: „Du wirst noch Heimweh kriegen.“ Ich bekam es aber doch nicht.

Am ersten Tag ging die Reise nur bis Driedorf, wo ich bei den Eltern des Zweitklässers Schuster übernachtete. Der Vetter ging noch eine halbe Stunde weiter nach Mademühlen zu seinem Klassen- und zukünftigen Stubenkameraden Ferdinand Stahl. Den anderen Morgen frühe brachen wir auf, denn von Driedorf nach Usingen ist noch ein weiter Weg; man rechnete 9 bis 10 Stunden. Je näher wir nach Usingen kamen, umso größer wurde unsere Anzahl. Die Westerwälder, wozu wir Dillenburger auch gerechnet wurden, trafen nach und nach zusammen. Wir waren über ein Dutzend, als wir nach Usingen kamen.

Warum wandten sich so viele junge Leute aus den Ämtern Dillenburg und Herborn dem Lehrberufe zu? Des Volks zuviel, das Land konnte sie nicht alle ernähren. Handel und Industrie waren gleich Null, ausgenommen die Bergindustrie. Den meisten Leuten lief ein Schauer über den Rücken, wenn sie an Bergleute und Gruben dachten. Die Ärmsten allerdings, die nichts einzusetzen hatten als ihren



Das Schloß war ab 1851 ev. Lehrerseminar für das Herzogtum Nassau

Wohlstand. Viele von denen, die ein bescheidenes Kapital zur Hand hatten, sahen sich nach etwas Besserem um. Besonders waren es die jüngeren Söhne, und bei dem religiösen Sinn, der die ganze Gegend beherrschte, lag der Lehrerberuf sehr nahe. Im Jahre 1856 stellte das kaum 360 Einwohner zählende Fellerdilln drei Seminaristen. Sechs Lehrer waren schon in Amt und Würden. Die nächsten Jahre lieferten noch drei.

War der Beruf auch sehr mühevoll und wenig lohnend, so konnte man doch bescheiden davon leben. Ein wohlthätiges Gesetz sorgte für den invaliden Lehrer, ja sogar für dessen Witwe und Waisen. Durch dieses Gesetz kam es, daß in Nassau Überfluß an Lehrern war, während in dem benachbarten preußischen Siegerland sehr viele Schulstellen durch 14/18-jährige Präparanden versehen wurden. Genau so hat es Jung-Stilling in seinen „Jünglingsjahren“ beschrieben. Die Gehälter waren im Siegerlande viel höher als im Nassauischen. Die Lehrer, die das Seminar absolviert hatten, wurden unter 200 Talern nicht angestellt, während das Anfangsgehalt im Nassauischen 150 Gulden betrug. Dazu mußten die Schulkandidaten oft zwei bis drei Jahre auf eine Ausstellung warten, eine solche Überfüllung war vorhanden. Viele brachten ihre Kandidatenzeit als Lehrer im Preußischen zu, kehrten aber alle wieder zurück - die geordneten Verhältnisse zogen sie heim. In Preußen gab es damals keine gesetzliche Pension für die invaliden Lehrer und an eine Witwen- und Waisenpension dachte niemand. Das kärgliche Anfangsgehalt der nassauischen Lehrer hatte in den vierziger Jahren ein Lehrer Stahl in einem Anflug von Galgenhumor besungen und den Lehrer mit dem Amtmann Gaul (Dienstpferd) verglichen, für den auch eine Entschädigung von 150 Gulden gewährt wurde. Der Verfasser hatte das Gedicht unter folgendem Pseudonym veröffentlicht:

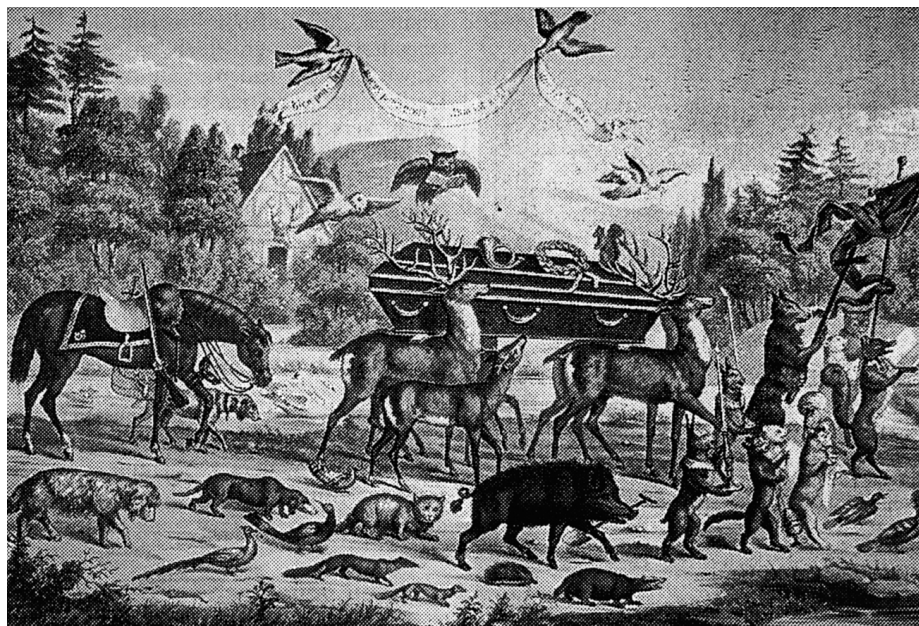
*Und wollt ihr wissen, wie sie heißen,
der Nam ist härter noch als Eisen.*

Es soll ihm eine Strafstelle eingetragen haben. Ich habe es nicht gelesen, aber es wurde lange davon gesprochen.

Von unserer Fußreise nach Usingen muß ich noch eines besonderen Umstandes erwähnen. Wenn wir in ein Wirtshaus kamen, schaute ich immer gleich nach den Bildern an den Wänden, stellte mich davor und las, was sie vorstellen sollten. Das war mir etwas Neues. In ganz Fellerdilln hatte damals nur der Bürgermeister ein Bild an der Wand seiner Wohnstube. Es war das Bild des Herzogs, das an der feuchten Wand zwischen zwei Fenstern hing und mit üblichen Sporflecken ganz und gar bedeckt war.

In den Wirtsstuben zu Dillenburg und Haiger sah man allerdings Bilder - es waren meistens die Gleichen. Die vier Jahreszeiten waren durch Frauen dargestellt. Wenn der Name auch nicht darunter gestanden hätte, so konnte doch ein findiger Kopf aus der Kleidung und namentlich dem Hutschmuck die Jahreszeit leicht herausfinden.

Ein anderes Bild, des Jägers Leichenzug, war ebenfalls sehr verbreitet. Vier stattliche Hirsche tragen den Sarg. Über demselben fliegen allerlei Jagdvögel und zwei Eulen halten in ihren Krallen die Enden eines Spruchbandes. Darauf stand geschrieben: Nun ruhen alle Wälder. Den Zug eröffnete der aufrecht schreitende Fuchs. In seinen Pfoten trägt er ein großes aufgeschlagenes Buch, das die Worte zeigt: Ihm ist wohl und uns ist besser. Das Roß und verschiedene Jagdhunde folgen als Leidtragende dem Sarge. Den Schluß bildet der Dachs als Totengräber mit der Schaufel auf der Schulter. Ein ähnliches Bild war des Metzgers Leichenzug; man fand das aber nicht so häufig.



Über dem Stammtisch der Wirtsstuben, wo gewöhnlich die Kartenspieler sitzen, sah man oft ein Bild mit zwei Karten spielenden Kapuzinern. Der eine, der dem Zuschauer den Rücken und die Karten zuwendet, lacht vergnügt, denn er hat die vier Asse in der Hand. Der andere aber blickt finster in die Karten und greift mit der Rechten verzweifelt an die Schläfe. Dieses Bild hatte auch künstlerischen Wert und war in Zeichnung und Kolorit sorgfältig ausgeführt.

Ein anderes Bild hat sich in den Wirtsstuben erhalten bis auf den heutigen Tag. Es zeigt einen Bauernhof mit einem Wirtshaus im Hintergrund. In der Mitte des Hofes steht eine große Pumpe, deren Schwengel mit einer Kette an den Stock fest angeschlossen ist, sodass er nicht bewegt werden kann. Daneben steht der Wirt in weißer Schürze und einem Krug in der Hand; darunter steht geschrieben: *Hier wird nicht . . .*

Der Sinn ist zweideutig. Der harmlose Gast denkt: Aha, hier ist ein Wirtshaus, wo das Getränk nicht durch Wasser verfälscht wird. Der praktische Wirt legt aber das Bild anders aus. Es soll seinen Gästen sagen: bei mir wird nicht geborgt. Heute nach 50 Jahren ist es anders; es ist kaum ein Haus denkbar, das nicht einigen Bilderschmuck der Wohnstube zeigte, und wären es auch nur Soldatenphotographien. In den letzten Wirtshäusern der Hinterwäldler zieren weltliche und geistliche Bilder die Wände. Die Ursache ist in erster Linie der allgemein gestiegene Wohlstand; alle Schichten der Bevölkerung haben daran teilgenommen. Erst dann, wenn das Notwendige vorhanden ist, kann das Schöne einziehen. Dazu kommt, daß unser geistiges Leben einen größeren Inhalt hat als vor 50 Jahren, also auch wohlhabender geworden ist. Gewiß ging im Jahre 1848 eine gewaltige Bewegung durch Deutschland, aber die große Zeit fand ein kleines Geschlecht. Noch 20 Jahre mußten dahingehen, ehe geniale Staatsmänner die Ideen verwirklichen konnten, die seit 1813 gesät und trotz Verfolgung und Martyrium lebendig geblieben waren und 1848 so üppig ins Kraut schossen.

Auch die Bewegung des Jahres 1848 hatte viele Bilder geschaffen, die namentlich bei den Bürgern der Städte Eingang fanden. Vor allem war das Bild Friedrich Heckers verbreitet. Seinen Kopf bedeckte ein steifer Filzhut, dessen Form man nach ihm „Heckerhut“ nannte. Den faltigen Kittel (als echter Deutscher müßte ich eigentlich Bluse sagen) umschloß ein breites Säbelkoppel, darin eine Pistole steckte, und der lange Pallasch sah ganz martialisch aus. Aber die Doppelflinte in der Rechten paßte mehr für einen Jägersmann als einen Feldherrn.

Ein anders weit verbreitetes Bild zeigte die bedeutendsten Mitglieder des Frankfurter Parlaments, ein anderes die Erschießung Robert Blums in der Brigittenau bei Wien. Er hat die Oberkleider abgelegt und schaut mutig in die Mündung der Gewehre. Unterdessen schleicht ein Kroat zu seinen Oberkleidern und maust die Taschenuhr, die oben auf der Weste liegt.

Ein anderes Bild nannte sich Görgeys Verzweiflung und war schaurig anzusehen. Görgey war ein General und glücklicher Feldherr der ungarischen Revolutions-

armee von 1848/49 und zuletzt Diktator. Von den Russen bedrängt, kapitulierte er am 11. August 1849 bei Vilagos mit 20 000 Mann Honvedtruppen zu Fuß, 3000 Reitern und 130 Kanonen. In Ungarn und auch anderwärts betrachtete man ihn allgemein als Verräter. Er war es aber nicht. In der Mitte des Bildes steht Görgey in Frack und eleganter Kleidung und wendet sich verzweifelt ab von dem neben ihm stehenden Teufel, der höhnisch auf einen Sack voll Dukaten zeigt, die er ihm vor die Füße geworfen hat. Von allen Seiten reiten und marschieren Totengerippe herbei mit Waffen in den entfleischten Händen und bedrohen den Verräter.

Als sich in den fünfziger Jahren das geistige Leben während der Reaktion in die Studierstube zurückziehen mußte, erschienen die illustrierten Zeitschriften mit ihren Prämienbildern, die auch künstlerischen Wert hatten. Mit der letzten Nummer erschien das Bild und wurde dann eingerahmt. Der folgende Jahrgang brachte ein neues, und so ging es weiter.

Da kam 1864 bis 1871 die große Zeit, und die Helden und Taten wurden massenweise dargestellt in Bildern für das Haus und Statuen aus Marmor und Bronze für die freien Plätze und Anlagen.

Auch in den Schulen ist die Kunst eingezogen. In meiner Schülerzeit schmückten die Schulwände nur eine große schwarze Wandtafel, eine Landkarte und einige Lesetafeln. Als 1864 Herzog Adolf sein 25. Regierungsjubiläum feierte, kam sein Bild dazu - und dabei blieb es.

Schaue dich heute um! Künstlerisch schöne Bilder für den Anschauungsunterricht, für Geschichte, Geographie und Naturgeschichte findet man in der letzten Dorfschule.



Lithografie von Usingen um 1850

Die ersten Tage im Seminar

Wir kamen zeitig genug in Usingen an. Nachdem ich mit dem Taschentuch den Staub von den Stiefeln entfernt hatte, meldete ich mich mit einigen anderen bei dem Direktor. Wir wurden freundlich empfangen und nach ein paar Fragen über unsere Reise und Ermahnungen für die Zukunft sagte er: „Ihr habt gewiß Hunger, drum geht in die Küche zu der Köchin, der Frau Störkel, die wird schon mit etwas aufwarten, denn zum Nachtessen ist es noch zu früh.“ Auch für unsere leibliche Wohlfahrt sorgte der Herr Direktor sofort. Wir kamen in die Küche, stellten uns der Frau Störkel vor, brauchten aber kein Wörtchen zu sagen. Sofort stellte sie einen Teller mit Butterstückchen vor uns hin und schenkte jedem eine große Tasse voll Kaffee ein mit den Worten: „Jetzt laßt euch die Tasse Kaffee noch einmal gut schmecken, die jungen Herrn bekommen keinen mehr, die müssen Milch trinken. Sonst dürfen wir den jungen Herrn keinen geben, aber heute ist eine Ausnahme.“ Dann fragte sie nach unserer Heimat, den Eltern, und wir faßten Zutrauen zu ihr. Ja, sie ist uns in den zwei Jahren des Internats eine gute Mutter gewesen, wenn auch manche sehr mutwillige Söhne unter uns waren. Wie groß und hoch war die Küche, man hätte einen großen Wagen darin umwenden können. Freilich, hier war ja auch lange Zeit für eine Fürstentafel gekocht worden.

Darauf gingen wir in das Arbeitszimmer der 3. Klasse; es fehlten nur noch wenige, und das waren gerade die aus der Nähe; die hatten es darauf ankommen lassen und den letzten Termin abgewartet.

Da erschien der Pedell, der gute alte Hankammer, mit einem Bündel Postscheine in der Hand und teilte uns mit, welche Koffer schon angekommen wären und oben im Kistenzimmer stünden.

Kurz vor sieben Uhr erschien der Ökonom des Internats, der älteste Seminarlehrer, Zitzer, und machte uns mit der Hausordnung und Hauseinrichtung bekannt. Als Assistenten standen ihm die Zweitklässer Löw und Schuster zur Seite, die sollten vorläufig unsere Vorsteher sein. Wir mußten ihren Anordnungen folgen. Nach einigen Monaten wurden dann Vorsteher aus unserer Klasse bestimmt.

Auf einmal ertönte die Glocke, und Herr Zitzer sagte: „Jetzt kommt zum Essen, Hunger werdet ihr alle haben - aber es ist gesorgt. Wir kamen in den großen, luf-



Philipp Zitzer †1870

tigen Speisesaal und fanden darin zwei lange weißgedeckte Tische, wohlbesetzt mit großen zinnernen Suppenschüsseln, Porzellantellern, Löffeln und Messern. Auf dem für uns bestimmten Tisch lagen 2 oder 3 Brote und 4 Teller mit Butter. Herr Zitzer gab uns noch einige Verhaltensmaßregeln, aus denen Anstand und Bescheidenheit zu entnehmen waren, wünschte uns guten Appetit, und ließ uns allein. Nachdem ein Zweitklässer das Tischgebet gesprochen hatte, griffen wir zu und ließen es uns gut schmecken. Die Suppe war gut, das Brot ebenfalls. Die Mehrzahl hatte rechtschaffenen Hunger. Die Weitgereisten hatten den Tag über kaum etwas Warmes genossen. Nach dem Nachtessen richteten wir unsere Kleiderschränke ein, holten Handtücher aus unseren Koffern und hingen sie über den Betten auf.

Die Betten betrachteten wir uns sehr genau. Zu unterst war ein gehefteter Strohsack, dann folgte eine Roßhaarmatratze mit Keil und Bettuch und als Decke: zwei in ein Bettuch geschlagene Woldecken. Die Betten waren sehr gut und gehörten dem Internat. Wir hatten weiter nichts damit zu tun, als darin zu schlafen. Selbst die Handtücher, die unser Eigentum waren, wurden von der Anstalt aus gewaschen. Unsere Obliegenheiten bestanden darin, das Waschwasser in den Waschaal zu holen, unsere Stiefel zu wischen und die Kleider auszuklopfen. Die Leibwäsche hielten verschiedene Waschfrauen für unser Geld in Ordnung. Den Rest des Abends verbrachten wir dann in unserem Arbeitszimmer, stellten die wenigen Bücher auf die uns zugewiesenen Fächer des Regals, erzählten dies und jenes, und einige schrieben auch schon einen Brief nach Hause. Die meisten sahen bange in die Zukunft, denn der Direktor ist gar zu streng. Punkt zehn Uhr führte der Vorsteher uns schlafen. Zuerst sprach er das Vaterunser und ging dann mit der Laterne voran.

Ich bedurfte keines Wiegenliedes und war bald eingeschlafen: so sehr hatte mich der weite Weg ermüdet. Nach einigen Stunden wurde ich vor Kälte wach; ich hatte die ungewohnten Decken heruntergeworfen und bloß gelegen. Mühsam erhob ich mich und versuchte sie wieder sorgfältig auszubreiten. Es wollte mir nicht gelingen. Es dauerte viele Nächte bis ich mich an die Decken gewöhnte und sie nicht mehr herunterstrampelte.

Am anderen Morgen früh um fünf Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Aufstehn. Wir waren schon alle wach. Der Eifer hatte uns schon vor Tagesgrauen geweckt. Verschiedene waren auch schon aufgestanden, um in dem Waschaal ihre Stiefel zu wischen und die bestaubten Hosen auszuklopfen. Die kamen aber schön an. Kaum hatten sie die Türen einigemal auf- und zugemacht, da öffnete sich die Tür von dem Schlafsaal der 2. Klasse. Ein zorniger Fuchs rief: „Verdammte Knochen! Wenn ihr keine Ruhe haltet werdet ihr durchgehauen, vom ersten bis zum letzten Mann. Könnt ihr nicht warten, bis es schellt, ihr Äser!“ Da hatten wir's. Wir blieben fein liegen, bis es schellte. Die Frühaufsteher gingen auf den Zehen und schlüpften durch die Türen wie Diebe. Kaum erscholl der

erste Glockenschlag, da erhoben wir uns wie ein Mann, kleideten uns notdürftig an und eilten, unsere bestaubten Schuhe und Stiefel zu wischen. Dann klopfen wir die Kleider aus, wuschen uns und machten Toilette. Unterdessen kamen auch die Zweitklässer, die denselben Waschsaal benutzten, nach und nach an. Einige probierten, ob die Drittklässer so gutmütig wären ihre Stiefel zu wischen. Sie trafen es aber schlecht; niemand hatte Zeit dazu. Dann ging es herunter in den Speisesaal. Einzeln kamen wir an. Jeder fand auf seinem Platz eine große Tasse voll heißer Milch. Auf jedem Tisch standen zwei große Teller voll Stücke trockenen Brotes. Da konnte man zugreifen. Für jeden war ein Stück Brot bestimmt. Es gehörte ein tüchtiger Hunger dazu, wenn man es aufessen wollte. Nach einer Weile kamen Köchin und Dienstmädchen wieder und schenkten jedem noch eine halbe Tasche voll heißer Milch ein.

Dreiviertelsechs schellte es zur Andacht in den schönen Saal. Auch die Erstklässer fanden sich ein. Ein Lied wurde gesungen und ein Erstklässer spielte die Orgel dazu; aber ein Drittklässer mußte die Bälge treten. Dann hielt der Direktor eine Andacht. Zum Schlusse derselben betete ein Erstklässer das Vaterunser. Darauf machten die Klassenvorsteher dem Direktor ihre Meldung und jedermann ging in seine Klasse.

Klopfenden Herzens ging ich mit in das Klassenzimmer der 3. Klasse. Ich erwartete wieder so eine Art Prüfung. Aber es kam nichts von alledem. Fast die ganze Stunde verging mit Anordnungen und Diktieren des Stundenplanes und der Schulbücher. Es schellte und wir hatten kaum ein Wort von dem planmäßigen Unterrichtsgegenstand gehört. Die zweite Stunde war eine Musikstunde. Da fing die Einteilung erst recht an. Die Unterrichtsstunden standen wohl auf dem Plan, aber die zahlreichen Übungsstunden ließen sich schwer unterbringen. Die Klaviere waren in viele Zimmer verteilt, sodaß jeder wöchentlich mehrere Stunden üben konnte. Am schlimmsten ging es mit dem Üben auf der Orgel. Es war nur eine Orgel da. Wöchentlich sollten 60 Seminaristen zweimal drauf üben. Jedesmal übten zwei zusammen eine Stunde lang. Während der eine spielte, mußte der andere die Bälge treten.

Wenn keine Unterrichtsstunden waren, spielte die Orgel den ganzen Tag bis abends 10 Uhr. Das mußte die gute Orgel aushalten! Das Elfenbein der Tasten auf dem unteren Manual war durchgeschauert, daß in der Mitte das Holz herauschaute. Wie ich einige Monate in Usingen war, erneuerte der Orgelbauer Vogt aus Igstadt diese Elfenbeinblättchen, aber so roh und übergroß, daß man sich fast die Finger daran verletzte. Dem Musiklehrer Feye gefiel das nicht. Er sprach seinen Tadel darüber aus. Der Orgelbauer erwiderte aber ruhig: „Das tut nichts, Herr Oberlehrer, in einem Vierteljahr sind die Blättchen fein poliert und alle scharfen Kanten schön abgerundet.“ So kam es auch; aber unsere Finger hatten das Schleifen und Polieren ausgeführt.

Um acht Uhr war eine Pause von 20 Minuten. Wir holten uns ein großes Butterbrot in dem Speisesaal, gingen damit im Schloßhof hin und her, und gaben uns

redliche Mühe es zu vertilgen. Es soll eine Freude gewesen sein zuzusehen, wie die jungen Leute ihr Butterbrot verzehrten.

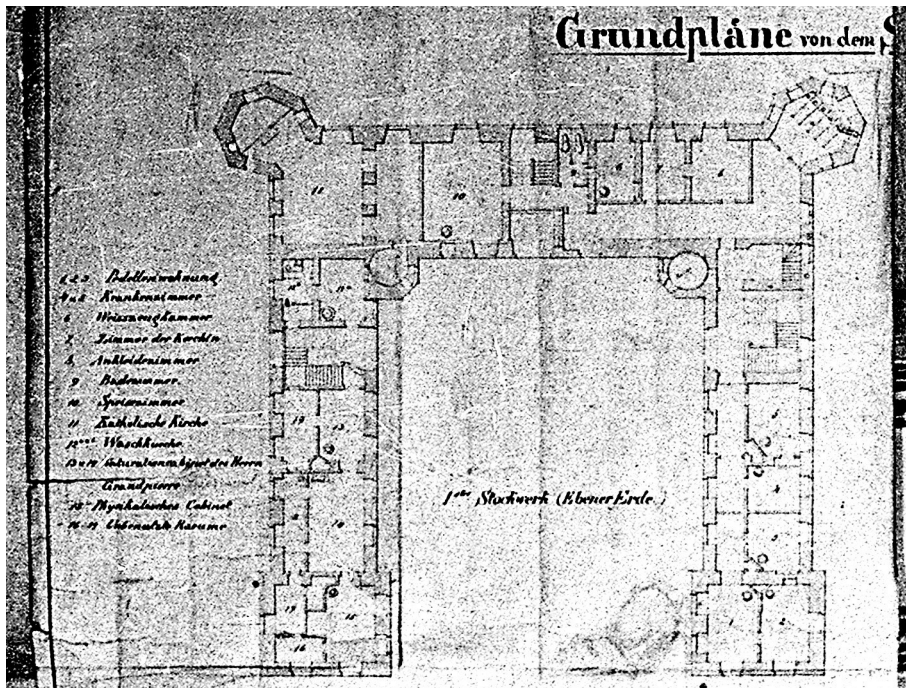
Der erste Tag ging vorüber und auch der zweite und dritte. Ich hatte mich bald in die neue Ordnung eingelebt und fühlte mich ganz wohl dabei. An die Heimat konnte ich nicht viel denken, denn ich hatte alle Hände voll zu tun. War eine Arbeit vollbracht, so wartete schon wieder eine andere auf Erledigung.



Blick vom Schloß auf das Treiben um 1814 · 1856 war es ebenso, nur ohne Soldaten im Schloßhof

Das Schloß und der Schloßgarten

Das Schloß war am Ende des 17. Jahrhunderts von dem Fürsten Walrad erbaut worden, der auch ein niederländischer und später kaiserlicher Feldmarschall war, also ein kriegerischer Herr gewesen sein muß. Es hatte die Form eines Hufeisens. Das Hauptgebäude hatte drei und die beiden Flügel je zwei Stockwerke. Dabei erhob sich noch ein hoher, stattlicher Mansardenstock über das ganze Gebäude. Ein hohes Eisengitter mit prachtvollem Tore trennte den Schloßhof von der breiten Obergasse. Das Hauptgebäude hatte seine Front nach Westen, die beiden Flügel schauten nach Norden und Süden. Trat man durch das große Tor, das Tag und Nacht offen stand, in den Schloßhof, so sah man geradeaus auf ein prachtvoll geschnitztes großes Tor in der Mitte des Hauptgebäudes. Darüber, also im 1. Stock war ein großer Balkon, dessen Mitte das Nassauische Wappen zierte. Mitten über dem Balkon hing eine kleine Glocke, die Zunge des Hauses. Merkwürdig war, daß das prachtvolle Tor nicht der Haupteingang des Schlosses, sondern des Kellers war. Das Schloß hatte zwei Haupteingänge mit ebenfalls geschnitzten Toren, gerade da, wo Hauptgebäude und Flügel zusammenstoßen. Freie breite Wendeltreppen führten von der Flur dieser Tore in die oberen Stockwerke.



Der Flügel links hatte im 1. Stock die Unterrichtszimmer für Physik, Naturgeschichte und die naturhistorische Sammlung des Privatmannes Grandpierre. Sie wurde dem Publikum jeden Sonntag unentgeltlich geöffnet. Im 2. Stock waren Arbeits- und Klassenzimmer der 2. Klasse und die Wohnung des Herrn Göz. Den Mansardenstock bewohnte Herr Zitzer.

Den 1. Stock des rechten Flügels bewohnte der Pedell Hankammer. Die beiden Krankenzimmer lagen vor seiner Wohnung. Den 2. Stock nebst einigen Zimmern des Hauptgebäudes bewohnte der Direktor und den Mansardenstock Herr Feye.

Im 1. Stock des Hauptgebäudes waren der Speisesaal, die Badezimmer und die Wohnung der Köchin. Im 2. Stock hatten die Drittklässler ihr Arbeits- und Klassenzimmer. Dieses Zimmer war das vornehmste unter allen, die uns zur Verfügung standen. Wie alle großen Zimmer des Schlosses hatte es geschnitzte Doppeltüren und einen Parkettboden, daneben auch seidene Tapeten. Da nicht jeder in seinem Leben seidene Tapeten sehen wird, so will ich sie beschreiben und auch die Art und Weise, wie sie befestigt waren. Die Grundfarbe derselben war blau mit breiten blassen Streifen und zarten eingewebten Blumen. Die ganze getünchte Wand war mit einem weiten Gitter fingerdicker, vierkantiger Stäbchen bedeckt, über welche die aus starker Seide gewebten Tapeten straff gespannt waren.



Schloßhof mit Balkon und Schulglocke

Das Hauptgebäude wurde an seinen beiden Ecken von achteckigen Türmen flankiert, die über das Dach der Flügelgebäude hinausragten, aber in ihrem Innern schöne große Rondelle bildeten. In einem dieser Rondelle, das früher Prinzessinnenzimmer gewesen war, trieben wir unser Wesen. Es war durch ein Vorzimmer mit unserem Arbeitszimmer verbunden. Darin standen drei Klaviere auf denen jeden Abend Etüden und Choräle gespielt wurden. Ferner erinnerten ein kunstvoller Marmorkamin und ein großer festgemauerter Spiegel an bessere Zeiten. Samstagsabends erklangen auch zuweilen lustige Tanzweisen, zu denen getanzt wurde. Das Rondell im 1. Stock dieses Flankenturms diente der kleinen katholischen Gemeinde Usingens als Gotteshaus. Alle 14 Tage kam der katholische Geistliche von Wehrheim und hielt hier die Messe. Wenn im Sommer unsere Fenster offenstanden, hörten wir ihn singen und beflissen uns der größten Ruhe, was sonst unsere Art nicht war.

Der 3. Stock wurde zur Hälfte von dem großen schönen Saal eingenommen. Er war zwei Stockwerke hoch und an seinen oberen Teilen mit lebensgroßen Gipsfiguren, erhabenen Ornamenten und anderen Verzierungen bedeckt. Alle möglichen Musikinstrumente waren da vertreten, die von Statuen gehalten wurden. Auf der einen Schmalseite des Saales stand die Orgel, die andere war zum großen Teile mit prachtvollem Schnitzwerk bedeckt. Diese geschnitzte Wand ließ sich herausnehmen. Der Raum hinter derselben gab dann eine Bühne für ein Theater oder Orchester.

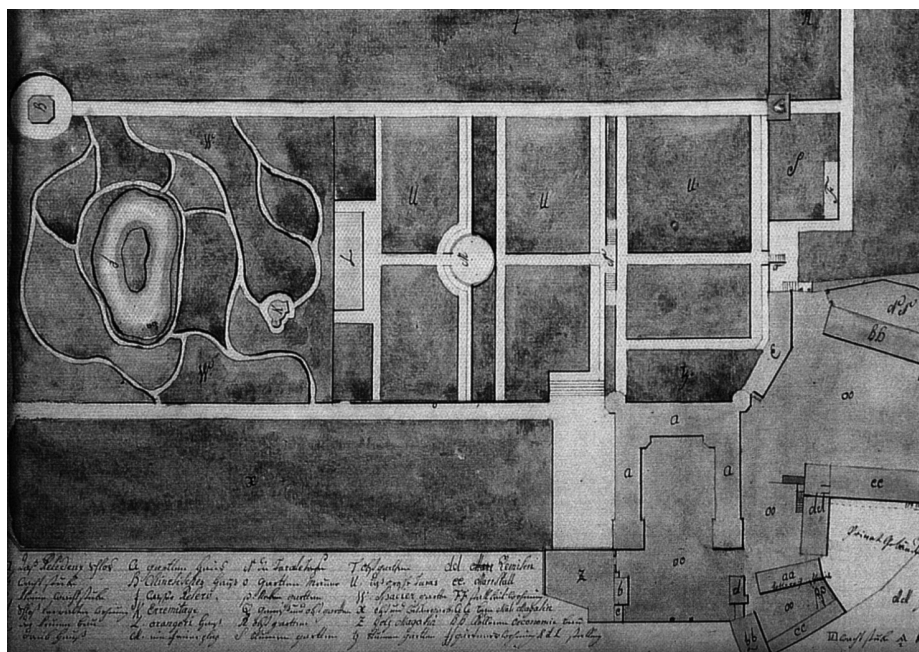
Das Schloß war reich an künstlerischen Schnitzereien in naturfarbenem Eichenholz. Nur die geschnitzten Hoftore waren mit weißer Ölfarbe angestrichen. Zwei riesige Öfen, wie Obelisk gestaltet, standen in dem Saal. Es waren Kunstwerke der Eisengießerei.

In dem Mansardenstock des Hauptgebäudes lagen unsere Schlafsäle, soweit diese nicht von dem großen Saal eingenommen wurden. Die waren groß und hoch wie alle Räume des Schlosses. Auf den Gängen zu den Schlafsälen standen die Kleiderschränke. Je zwei Seminaristen stand ein solcher zur Verfügung. Bei großer Kälte wurden die Schlafsäle auch geheizt.

Aus dem Mitgeteilten kann der Leser merken, daß wir recht vornehm und gesund wohnten, aber das Schönste ist noch rückständig, das ist der Schloßgarten. Er liegt auf der Nord- und Ostseite des Schlosses und umfaßte viele Hektar. Des abfallenden Terrains wegen, zerfällt er in vier Terrassen. Die unterste, welche an die Ziegenberger Straße grenzt, hatte der Gärtner Schweizer inne. Er wohnte in einem stilvollen Gärtnerhause und hatte den ganzen Garten, soweit er nicht Seminarlehrern zugeteilt war, zu unterhalten und zu pflegen. Zwei Terrassen waren den Seminarlehrern zugewiesen; sie waren sorgfältig gepflegt und versorgten die Küche im Überfluß. Alle Wege in den Gärten waren mit Beerensträuchern eingefast. An den senkrechten Terrassenmauern gedieh das feinste Spalierobst.

Auf einer Terasse war auch eine große Baumschule, wo wir das Pflanzen, Pflegen, Beschneiden und Veredeln der Obstbäume lernen sollten. Diese Künste brachten wir aber alle mehr oder weniger schon aus der Heimat mit; man merkte wenig Fortschritt. Die ganze Obstbaumzucht machte uns wenig Freude. Ebenso ging es mit dem Unterricht im Gartenbau und der Landwirtschaft. Die drei Gartenterassen waren gleichsam in den Abhang eingebettet. Links und rechts führten breite Gras- und Kieswege, zum Teil noch dunkle Laubgänge, auf die obere Terasse. Diese bildete einen schönen Park. In der Mitte desselben war ein großer Weiher mit einer Insel. Man konnte aber die Insel trockenen Fußes betreten, denn der Weiher war leer. Auf dieser oberen Terasse stand eine große Anzahl einheimischer und fremder Bäume: Taxus, Platanen, ja sogar einige Cedern vom Libanon.

Du erstaunst gewiß, lieber Leser, wenn ich bekennen muß, daß ich zu meiner Seminarzeit diese biblischen Bäume nicht gesehen habe. Ich sah sie im Usinger



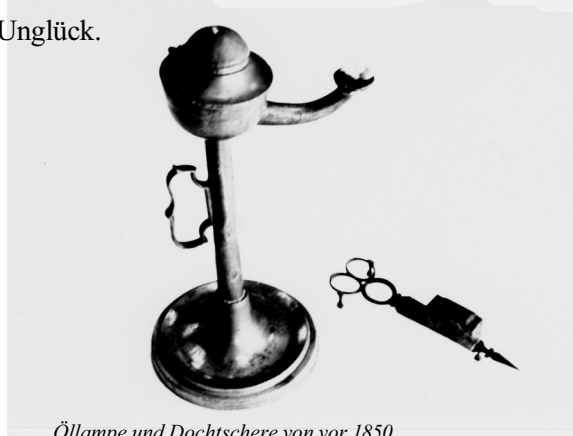
Schlossgartenplan aus der Fürstenzeit

Schloßgarten zum ersten Mal am 30. Juli 1899. An diesem Tage machte ich mit meiner lieben Frau einen Ausflug nach Usingen. Wir fuhren bis Köppern mit der Eisenbahn und gingen von da über Pfaffenwiesbach und Kransberg nach Usingen. Ich hoffte in dem Kransberger Walde einige Proserpinas zu fangen. Die Plätze wußte ich noch, wo sie vor 40 Jahren geflogen waren und wir sie gefangen hatten - sah aber keine.

In Usingen hatten wir folgendes angetroffen: an diesem Tage wurde der Springbrunnen auf der Insel des Schloßgartenweihers eingeweiht, und wir kamen gerade zur rechten Zeit an. Ein großes Publikum war versammelt; die Seminaristen sangen schön wie immer, und der Seminarlehrer Franke hielt eine schöne Festrede. Während das Ohr gespannt horchte, konnte auch mein Auge nicht müßig sein. Ich schaute rechts und links und fand vieles verändert. Die Bäume waren viel größer geworden; da standen auch Platanen, die ich seinerzeit nicht kannte - und was ragt dort über alle Weißbuchen, Taxusbäume und Platanen weit hinaus? - Cedern, wirkliche Cedern vom Libanon, und heute sah ich sie zum ersten Mal. Als wir durch den Schloßgarten zurückgingen, fand ich diesen sehr verändert. Von einer Baumschule keine Spur, die Beete verwildert, die Stachel- und Johannisbeersträucher waren nicht beschnitten und bedeckten breite Flächen. In dem früheren Garten des Herrn Göz stand eine Turnhalle und in deren Nähe ein wohlgepflegter Lawn-Tennisplatz.

Was ist aus dem Schloß geworden, das ich Dir, lieber Leser, in so freudiger Erinnerung beschrieben habe? Im Jahre 1873 ist es abgebrannt, und ein unschöner Backsteinbau steht an seiner Stelle. Schon zu meiner Zeit war Direktor Ley sehr besorgt um Feuer und Licht. Er fürchtete immer Feuersgefahr und schaffte sogar eine Feuerspritze an. Der Mechaniker Roth aus Idstein lieferte sie und übte uns auch auf den Gebrauch ein. Wegen der vielen Musikstunden waren abends alle Zimmer, die zu unserem Bereich gehörten, erleuchtet, und dazu dienten die armseligen Talglichte, die alle Augenblick schwelten und mit der Lichtputzschere geschneuzt werden mußten. Aber etwas Besseres gab es nicht. Große Vorsicht konnte man bei so vielen jungen Leuten nicht voraussetzen; aber es ging gut, es passierte nichts. Als in der Mitte der Sechzigerjahre das Petroleum gemein wurde, verschwanden die Talglichte und machten den Petroleumlampen Platz.

Da geschah das Unglück.



Öllampe und Dochtschere von vor 1850



Ruine des Schlosses / Lehrerseminar 1873

Das Leben und Lernen im Seminar

Am Sonntag rief die Glocke eine Stunde später zum Aufstehen, als an den Wochentagen. Die meisten Klassenkameraden waren Frühaufsteher, und in der guten Jahreszeit, wo es morgens hell und warm ist, waren viele schon früher an der Arbeit. Einige gingen in das Arbeitszimmer und schrieben und rechneten; andere gingen in den Schloßgarten, memorierten im Gehen oder setzten sich auf die Bank. Leider war das im Winter nicht möglich, es war kalt und dunkel. Freilich gab es auch einige Langschläfer, die immer die letzten sein mußten.

Dieses Geizen mit der Zeit war notwendig, abends ließ sich wenig lernen. Zum Lernen gehören Muße und Sammlung, und unter den zwanzig Kameraden waren immer einige, die gerade an diesem Abend keine Muße hatten und lieber schwatzten und Allotria trieben. Diese Störung war der größte Übelstand des Internats. Es war ein Glück, daß so viele Zimmer da waren. Da konnte man den Tag über stets ein ruhiges Plätzchen finden. Abends setzte man sich oft zu einem Freund, der gerade seine Übungsstunden auf dem Klavier hatte, und lernte. Festgesetzte Arbeits- und Ausgehstunden hatten wir nicht. Im Winter durften wir nach dem Nachtessen das Schloß nicht mehr verlassen. Im Sommer sollten wir um acht Uhr, wenn die Nachtglocke läutete, zu Hause sein. Nach dem Nachtessen gingen wir meist in den Schloßgarten auf den Turnplatz und turnten. Wir hatten wenig Gesetz und recht viel Freiheit, und das war weise. Was sich nicht ziemt, muß ein junger Mensch, ein Seminarist, von selber wissen. Jetzt läutet die Glocke, es ist sieben Uhr und Zeit zum Frühstück. Weil es Sonntag ist gibt es heute Butterbrot und die Milch, wie alle Tage.

Die Morgenandacht fällt aus; wir gehen ja zweimal in die Kirche. Nachmittags waren wir gewöhnlich die einzigen Zuhörer. Die Usinger waren schlechte Kirchenbesucher, zumal der Pfarrer Herdt so schön predigte. Sonntagsnachmittags spielten die Erstklässer die Orgel in der Stadtkirche. Nach dem Gottesdienst machte man einen Spaziergang oder lernte wieder. War man so glücklich, nach der Kirche die Orgelbank zuerst zu besetzen, so wurde Orgel gespielt bis die Glocke zum Mittagessen rief. Suppe, Gemüse und Ochsenfleisch war die gewöhnliche Kost. Suppe und Gemüse wurden selten aufgezehrt, selbst von dem Fleisch blieben die fetten Stückchen übrig. Die Mehrzahl hatte sich eingeredet, kein fettes Fleisch essen zu können. War der Nachmittagsgottesdienst zuende und das Vesperbrot verzehrt, so machte man wieder einen Spaziergang, eine botanische Exkursion, ging auf die Schmetterlingsjagd oder blieb zuhause und ochste - je nachdem.

Sonntagsabends eilte man in den Speisesaal, denn es gab einen delikaten Braten und Salat. Gab es etwas besonders Gutes, so half auch Frau Störkel auftragen, blieb noch ein wenig da, und war ganz glücklich, wenn sie ein Wort der Anerkennung hörte. Sie hatte in ihren jungen Jahren lange Zeit für die feinsten Herrschaften in Frankfurt gekocht und verstand die Küchenarbeit. An den Wo-

chentagen war die Speisekarte der sonntägigen ähnlich, nur fehlte morgens die Butter auf dem Brot und abends der Braten. Dafür gab es abends eine Suppe mit Butterbrot. Eine rühmliche Ausnahme macht der Freitag. Da gab es zum Mittagstisch Sauerkraut, Erbsenbrei und Schweinefleisch, aber abends Kartoffeln, Dickmilch und Butterbrot. Der Samstag war etwas magerer, da gab es eine Suppe von Erbsen, Bohnen und Linsen nebst Butterbrot und abends Salat und Wurst, wie auch am Mittwochabend. An sehr warmen Sommertagen gab es statt Wurst kalten Braten. Soviel ist sicher, die Mehrzahl der Kameraden hatten im Elternhaus bescheidener gegessen und getrunken. Und doch gab es Unzufriedene, besonders bei der samstäigigen Suppe.

Glaube man, über das Essen klagen zu können, so ging der Vorsteher zunächst zu dem Ökonomieinspektor, Herrn Zitzer. Bei dem fanden wir aber selten Gehör. „Wer die Suppe nicht essen will, hat keinen Hunger. Dem kann nicht geholfen werden.“ Nun blieb freilich noch eine höhere Instanz, der Herr Direktor, aber es war gefährlich an diesen zu appellieren. Fand er die Klage unbegründet, so folgte kein sanfter Verweis wie von Herrn Zitzer, sondern eine drakonische Strafe. Man hätte mindestens eine ganze Woche lang die Butter entbehren und das Brot trocken essen müssen.

Da geschah einmal folgendes Unerhörte: Ich war noch Drittklässler. Die zweite Klasse glaubte eines Samstags, man könne die Suppe nicht essen. Der Vorsteher wurde solange drangsaliert, bis er sich aufmachte und bei Herrn Zitzer Klage führte. Uns „Knochen“ wurde verboten weiterzuessen. Wir mußten mitstreiken. Einige taten es gern, andere machten gezwungen mit. Der Vorsteher kam aber unverrichteter Sache wieder zurück. Herr Zitzer war schon ausgegangen. Da wurde er solange bestürmt, bis er schweren Herzens zum Direktor ging. Da erhob sich der Größte aus der zweiten Klasse und sagte zu den Kommilitonen: „Jetzt habt ihr euch etwas Schönes eingebrockt, die nächsten fünf Tage könnt ihr das Brot trocken essen.“ Damit ging er an das Wassertischchen, holte ein großes Glas voll Wasser und goß es in die Suppenschlüssel, die der Türe am nächsten war, aus der der Direktor voraussichtlich die Probe nahm. Wie ein Blitz kam der Direktor angeschossen und ließ sich in der Küche einen Löffel geben. Mit weinenden Augen brachte die Köchin den Löffel. Der Direktor versuchte die gewässerte und erkaltete Suppe. Kaum hatte er sie im Mund, so spuckte er sie auch wieder aus und befahl der Köchin noch Brot und Butter aufzutragen. Es sei nun weiter nichts zu machen, wir müßten uns den Mittag mit Butterbrot begnügen. Frau Störkel hatte zu ihrer Verteidigung nichts als ihre Tränen. Sie konnte nicht begreifen, warum die Suppe nicht schmecken solle. Sie habe ich doch gekocht wie immer, die Linsen seien weich und gut und hätten den Herrn sonst immer geschmeckt. Merkwürdig! Jeder einzelne war der alten Frau Störkel gut. Sie war ordentlich stolz auf uns. Nie habe ich einen über sie klagen hören, alle waren des Lobes voll. Aber die Menge ließ sich von einem Krakeeler hinreißen zu Unrecht und Gewalt.

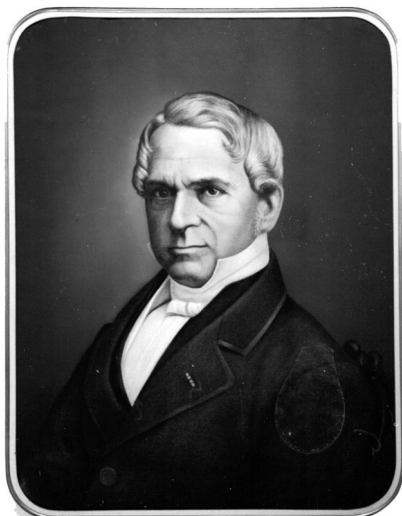
Ich war ganz empört über diesen Schelmenstreich, der die gewissenhafte Köchin soviel Tränen kostete und ihr Ansehn bei dem Direktor untergrub. Glücklicherweise ist es der einzige Schelmenstreich, den ich beichten kann. Ließ auch sonst unser Betragen zu wünschen übrig, so waren es Kindereien und Roheiten, die in der Jugend stecken und durch das Kasernenleben noch gefördert werden. Hätten wir einzeln oder zu zweien in Bürgerfamilien gewohnt, so wäre das viel besser gewesen; wir hätten mehr auf Sitte und Anstand geachtet. Durch größere Freundlichkeit und Zuvorkommenheit suchten wir Frau Störkel wieder zu versöhnen. Es gelang uns auch. Sie vergaß es wieder, bat aber oft, doch recht pünktlich zum Essen zu kommen, damit es nicht kalt würde. Damals sei die Linsensuppe auch zu kalt gewesen, sonst hätte ihr ganz gewiß nichts gefehlt. Aber wie der Herr Direktor so böse gewesen sei, habe sie es nicht sagen können. Der Große, der das Wasser in die Linsensuppe goß, handelte wie ein erfahrener Diplomat und hat es auch später am weitesten gebracht.

Unsere Lehrer habe ich gelegentlich schon genannt. Ich muß von allen sagen, daß sie fleißig und gewissenhaft waren und sich bemühten, unsere Vorbilder zu sein.. Zitzer und Feye waren die ältesten und mit dem Seminar von Idstein nach Usingen gezogen. Breidenstein war noch Hilfslehrer und der eifrigste von allen. Im Sommer machte er jeden Samstagnachmittag mit der 3. und 2. Klasse eine Exkursion in die Umgebung. Die dauerte gewöhnlich 3 bis 4 Stunden. Als wir Erstklässer waren, gab er uns im Winter einen Privatkursus in der Chemie, für den die Stunde von 2 bis 3 Uhr festgesetzt war. Aber aus einer Stunde wurden meistens zwei und noch mehr. Stöckhards „Schule der Chemie“ war damals neu erschienen und wurde fast ganz durchgearbeitet. Er verließ das Seminar mit uns und gründete eine Erziehungsanstalt zu Kränchen (Grenchen) im Kanton Solothurn. Als wir im Jahre 1884 zu Wiesbaden unser 25jähriges Jubiläum feierten, schickte er uns 75 Franken, daß wir ein gutes Glas Rheinwein trinken könnten, und jedem seine Photographie. Er hatte uns nicht vergessen. Der allerjüngste unserer Lehrer war der Kandidat Göz, ein Frankfurter Kind. Er hatte sich um eine Pfarrstelle im Nassauischen beworben. Die Regierung hatte ihm jedoch die Seminarstelle übertragen. Sein Geschichtsunterricht ist mir noch in deutlicher Erinnerung. Als ich an das Seminar kam, hatte ich noch kein Wort von der Weltgeschichte gehört. Herr Göz erzählte in freiem, fließendem Vortrag von den alten Ägyptern, Griechen und Römern, ihren Göttern und Helden, daß es eine Lust war zuzuhören. In der folgenden Stunde wollte dann jeder nacherzählen. Schade war es, daß wir zur Wiederholung nur den dünnen Leitfaden von Dittmar hatten. Darin stand außer Zahlen und Namen sehr wenig - und was konnten die viel helfen. Dieser Unterricht hatte auch Fortschritt. In den drei Seminarjahren haben wir die ganze Geschichte durchgenommen bis zum Jahre 1815. Bei der großen Mehrzahl saß sie auch recht fest. Hätten wir ein Lehrbuch in der Hand gehabt, etwa das von Welter oder Grube, so wäre das eine große Erleichterung gewesen. Bisweilen brachte Herr Göz ein ungebundenes Buch mit, das aber im-

mer zugeklappt auf dem Katheder lag. Ich dachte, das ist gewiß das Buch, aus dem sich Herr Göz für die Stunde vorbereitet. Wenn ich doch den Titel wüßte! Einst stand Herr Göz an der Tafel, um einige Namen anzuschreiben. Er wandte uns den Rücken zu. Da nahm ich mir die Keckheit, schlüpfte an das Katheder, das in der Nähe stand und merkte mir den Titel des Buches. Es war: "Charakterbilder aus der Geschichte und Sage von A.W. Grube." Jetzt wußte ich genug. Binnen 14 Tagen hatte ich das Buch und konnte nun die Geschichte nachlesen. Viele Kameraden folgten meinem Beispiel. Heute noch stehen die drei Teile des Werkes in einem Band gebunden auf meinem Regal.

Noch schlimmer war es, daß wir auch in der Mathematik kein Lehrbuch, nicht einmal einen Leitfaden hatten! Wir sollten in der Stunde fleißig achtgeben und dann das Gehörte zu Hause schön und ausführlich ausarbeiten. In der Stunde paßten wir wohl tüchtig auf, aber die häuslichen Ausarbeitungen waren selten schön und ausführlich. Wir hatten wirklich keine Zeit es ordentlich zu machen. Herr Zitzer hatte auch keine Zeit zu kontrollieren und korrigieren. Trotzdem kamen wir in der Stereometrie bis zur Berechnung des Kugelsegmentes und lösten in der Algebra quadratische Gleichungen. Hätten wir nun einen Leitfaden zur Hand, so wäre das Ziel viel leichter und sicherer erreicht worden.

Vom Direktor Lex kann ich vieles erzählen. Er war ein geborener Wiesbadener und stammte aus einer alten Beamtenfamilie. Ehe er Seminardirektor wurde, war er Professor an dem Predigerseminar in Herborn und Schulinspektor über einen Teil des Amtes Herborn gewesen. Er hatte ein großes Wissen und großes Geschick im Unterrichten. Er war ein kleiner Herr. Alle Seminaristen fürchteten ihn von der 3. bis zur 1. Klasse. Als Drittklässler hatten wir keine Stunde bei ihm, erfuhren jedoch einmal ein Beispiel seines Jähzorns.



Direktor Christian Lex

Es war Vormittagspause. Wegen des Regenwetters hielten wir uns in unserem Klassenzimmer auf und verzehrten unser Butterbrot. Es wurde gelärmt wie gewöhnlich. Zwei balgten sich in der Nähe der großen Schultafel und warfen sie unter großem Gepolter um, daß das ganze Zimmer zitterte. Unglücklicherweise war unter diesem Klassenzimmer das Eßzimmer, in welchem der Direktor gerade frühstückte. Auf den Höllenspektakel kam er heraufgerannt. Wie er die Tür öffnete, lief gerade der unglückselige Nachbar Wald vorbei und verfolgte den Kameraden Erbe. Er hatte den Direktor nicht gesehen. Dieser lief hinter ihm drein und versetzte ihm einige derbe Ohrfeigen.

Erzürnt wandte sich Wald um und wollte sich zur Wehr setzen, wäre aber fast in den Erdboden gesunken, als er den Direktor erkannte. Die Situation mit den drei Läufern war so komisch, daß die ganze Klasse ein lautes Gelächter anstimmen mußte. Wald versicherte, daß er an dem großen Lärm unschuldig sei, und dabei blieb es. Ich kann mich nicht entsinnen, daß je eine Untersuchung gehalten wurde, so sehr pflegte der Direktor das Wahrheitsgefühl. Kein Zögling sollte in die Versuchung kommen, den Kameraden zu denunzieren oder die Wahrheit zu verschweigen und zu verschleiern. Sein Unterricht in der Pädagogik war musterhaft. Lüge und Heuchelei haßte er bis auf's Blut. Den Erstklässern war das Rauchen in ihrer Wohnung erlaubt. In der Schule erklärte er auch einmal das Warum. „Ich will mit Lügern und Heuchlern keinen Umgang haben. Ich bin überzeugt, daß viele Erstklässer auch trotz des Verbotes abends in ihren Zimmern rauchen würden und darum soll es gestattet sein, wenn es der Arzt und der Vater erlauben.“ Von diesen beiden mußte der angehende Raucher einen Erlaubnisschein vorlegen. Er selbst rauchte nicht, schnupfte aber sehr stark, sogar während des Unterrichts. Das Dosenspiel war ihm fremd; nach dem Gebrauch verschwand die silberne Dose wieder in der Seitentasche seines Rocks. Wir hörten ihn auch einmal in der Usinger Stadtkirche predigen; wahrscheinlich vertrat er einen der beiden Usinger Geistlichen. Wie sein Unterricht so war auch seine Predigt klar und scharf. Was waren die beiden geistlichen Usinger Herren dagegen! Sein Text war das Sonntagsevangelium, das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner. Das gab ihm so recht Gelegenheit über die Heuchler loszuziehen. Wir waren ordentlich stolz auf ihn.

Herr Göz predigte öfter, aber er war ein besserer Lehrer als Prediger. Später war er einige Jahre Pfarrer in Hadamar. Anschließend wandte er sich wieder der Schule zu. Er lebte als pensionierter Rektor in Frankfurt. Wir beide freuten uns jedesmal, wenn wir uns wiedersahen. Er verstarb 1908.

Recht angenehm waren uns allen die Turnstunden. Sie wurden nur im Sommersemester gehalten, da wir keine Turnhalle hatten. Wir übten fast ausschließlich Geräteturnen. An den schönen Sommerabenden turnte gewöhnlich noch eine ganze Klasse privatim an den Turngeräten im Schloßgarten.



*Schülerpfeifen
waren allzeit beliebt –
rauchen erlaubt!*

Der Sommer 1856

Der Sommer 1856 war sehr regnerisch. Die Abzugskanäle des Schloßhofes waren oft verstopft. Dann glich der Schloßhof einem kleinen See. Unser Trinkwasser, das aus dem Brunnenweiher im Walde geleitet wurde, war manchmal tagelang so trüb, daß man es kaum trinken konnte. Es gab eine schlechte Ernte und die Kartoffeln litten am meisten bei dem ewigen Regenwetter.

Aus den ersten Wochen des Frühlings, als das Wetter noch gut war, ist mir ein Ausflug auf die Saalburg in der Erinnerung. Die Saalburg ist etwa zwei Stunden von Usingen entfernt. Ich hatte keine Ahnung von dem, was dort zu sehen war. Ich fragte den Klassenkameraden Wagner um Auskunft. Dieser war aus dem nahen Wehrheim am Fuße der Saalburg und erklärte mir, die Saalburg sei ein Römerkastel gewesen, das die alten römischen Kaiser zum Schutz des Pfahlgrabens erbaut hätten. Es sei von den alten Deutschen zerstört worden. Jetzt würden die Fundamente wieder ausgegraben und bloßgelegt. Unterwegs erzählte uns Drittklässern auch Herr Göz, was wir jetzt sehen würden. Die beiden andern Klassen wußten das längst und schauten uns mitleidig an.



Erste Pfahlgrabenkarte aus dem Jahre 1689/90 · Atlas Erzbistum Mainz

Als wir beinahe auf der Saalburg waren, sah ich die nassauische Grenzsäule links an der Straße und machte die Kameraden darauf aufmerksam, denn sie war mir eine alte Bekannte. In der Kalteiche, wo die Wetteraustraße das preußische Gebiet erreicht, stand eine gleiche Marmorsäule mit dem Löwenwappen. Gegenüber stand ein Pfahl mit einer Holztafel, auf der ein Adler gemalt war mit der Aufschrift: König von Preußen. Die rohe preußische Jugend warf im Vorbeigehen mit Steinen nach der nassauischen Grenzsäule, und die rohe nassauische Jugend zerschmetterte in gerechter Wiedervergeltung das preußische Holzschild. Ich habe es nie ganz gesehen. Es war nicht so widerstandsfähig wie die Säule aus Vilmarer Marmor. Ich fand zu meiner Freude, daß die Grenzsäule an der Homburger Seite ganz unbeschädigt war. Nur eine große Anzahl kleiner Moosbällchen hatte sich angesiedelt, um das Zerstörungswerk einzuleiten.



*Grenzsäule
der Landgrafschaft
Hessen-Homburg*

Auch die gegenüber stehende Homburger Säule aus rotem Sandstein war unverletzt. Sie steht heute noch, aber die nassauischen Grenzsäulen sind seit 1866 überall verschwunden. Bei diesen Säulen sahen wir den Pfahlgraben, einst die Grenzlinie zwischen dem freien Germanien und dem Reiche der Römer. Merkwürdig, der alte Pfahlgraben bildete jetzt noch die Grenze zwischen den Kleinstaaten Nassau und Homburg.

Einige hundert Schritte weiter kamen wir auf die Saalburg. Ich betrat ordentlich andächtig die Stätte wo vor 1600 Jahren noch die römischen Legionen mit dem kurzen Schwert und langen Pilum den Andrang der Germanen abwehrten und endlich für immer zurückgeschlagen wurden.

Die Freilegung des Kastells war damals noch in den ersten Anfängen. Wir sahen einige aufgedeckte Brunnen, Hypo-

causten, die Fundamente verschiedener Gebäude und der Umwallungsmauer. Um die Tiefe eines Brunnens zu schätzen, warfen wir einen dicken brennenden Papierballen hinein. Es dauerte lange bis er auf dem Wasserspiegel ankam und erlosch. Am meisten interessierte mich der Friedhof, der links unter der Straße liegt und erst kürzlich entdeckt worden war. Unser Führer hob einen dicken Stein die Höhe, unter dem eine mit Asche gefüllte Urne und ein Tränenkrüglein standen. Letzteres war leer, aber die Urne war mit einer grauen fettigen Asche bis zum Rande gefüllt.



*Grenze zu
Hessen-Nassau*

Unser Frühstück verzehrten wir an dem Dreimühlenborn, der eine Viertelstunde nördlich von der Saalburg liegt. Das ist eine sehr starke Quelle in dem sonst wasserarmen Taunus. Uralte stattliche Buchen werfen ihren Schatten darüber. Die schweren festen Eisenschlacken, die in der Umgebung der Quelle liegen, fielen mir ebenfalls auf. Auch sie waren alte Bekannte. In der Heimat, in der Wiese und einigen Haubergen, sah man ebenfalls solche Schlackenhaufen. Man sagte die kämen von den alten Eselshütten. Das waren kleine Eisenschmelzen, die die Alten da anlegten, wo sie guten Eisenstein fanden. Wenn dann an solchen Stellen keine Wasserkraft war, so errichtete man ein Eselswerk (Göpelwerk) und setzte damit den Blasenbalg in Bewegung. Später las ich in den Büchern der Forscher, daß diese noch sehr eisenhaltigen Schlacken die letzten Überreste der Waldschmieden seien, von denen auch die Sagen erzählen. Der Ludwig Beck hat ihre Spuren durch Süddeutschland, die Schweiz und Südfrankreich verfolgt und in seiner Geschichte des Eisens beschrieben: wie aus den alten Waldschmieden, wo Mime und Wieland Meister waren und Siegfried sein Gesellenstück machte, im Laufe der Jahrhunderte die heutigen Eisenwerke entstanden sind.

Kurze Zeit nach diesem Ausflug weckten mich eines Morgens heftige Kopfschmerzen. Sie nahmen zu und im Laufe des Vormittags mußte ich ins Krankenzimmer gehen. Darin lagen schon drei Kameraden, die an denselben Symptomen litten. Der Typhus war ausgebrochen. Noch zwei oder drei Tage quälten mich die heftigsten Kopfschmerzen, besonders gegen Abend, bis endlich Bewußtlosigkeit meine Sinne umschleierte. Es war wohl am 9. Tag, da verlangte ich morgens frühe in meiner Fieberhitze Wasser. Während mir Kopf und Brust von fremder Hand in die Höhe gerichtet wurden, öffnete ich die Augen und erkannte meinen Vater, der mir das Wasserglas an den Mund hielt. „Ach Vater, seid ihr's, wo kommt ihr denn her?“ „Er spricht wieder ordentlich, er kennt mich wieder. Jetzt braucht er nicht zu sterben.“ Mein Bewußtsein schwand von neuem, kehrte aber bald wieder zurück. Die Krisis war überstanden. Ich hatte wirklich am Rande des Grabes geschwebt. O, wie schwach und elend war ich geworden!. Ohne fremde Hilfe konnte ich das Bett nicht verlassen und weder gehen noch stehen. Es dauerte einige Tage bis ich mich an Bett und Tisch wieder im Gehen üben konnte wie ein kleines Kind. In dieser ganzen Zeit war der gute Vater der Krankenpfleger für mich und den Leidensbruder Karl Sieser, der mit mir in demselben Zimmer lag, aber nicht so heftig krank war wie ich.

Wie unsere Kräfte zunahmen, so wuchs auch unser Appetit. Wir hatten stets Hunger, so gut auch Frau Störkel für uns sorgte. Zu unserem Frühstücks- und Vesperbrot spendete uns der gute Direktor ein Glas alten Rheinwein aus seinem Keller. Den übrigen Speisezetteln machte unser Arzt, der Medizinalrat Kunz. Er wußte, was gut ist. Nach fünf Wochen konnte ich wieder am Unterricht teilnehmen und war einer der ersten, die das Krankenzimmer verließen. Als ich zum ersten Male wieder in den Schloßgarten, in die frische Luft kam, überfiel mich ein Schauer, als wenn man im kühlen Fluße badet.

Während meiner Rekonvaleszenz fielen mir nach und nach fast alle Haare aus, sodaß ich in den Herbstferien als Kahlkopf das Elternhaus betrat. Wer beschreibt die Tränen der Mutter! Ich sah ganz gut aus, hatte auch die zweitägige Reise gut überstanden - aber die Haare! Kommen sie auch wieder? Ja sie kamen wieder und sind heute noch da. In den Herbstferien wurde beschlossen, daß ich in den Weihnachtsferien den weiten Weg von Usingen nach Fellerdilln nicht machen sollte; ich sollte nach Eschborn zu Bruder Johann Heinrich reisen und sie da zubringen. Von Usingen nach Eschborn ist eine kleine Tagereise. Dort ist das Wetter viel milder als auf dem Westerwald.

Die Weihnachtsferien

In dem ersten halben Jahr hatte ich einen Freund gewonnen. Es war mein Nachbar zur Linken: Wilhelm Wehrheim aus Eppstein. Sein Vater war Lehrer dasselbst. Nach Körper und Geist harmonisierten wir beide wenig miteinander; aber wir ergänzten uns, und das so innig, daß in den drei Jahren unseres Zusammenlebens keiner von uns auch nur die kürzeste Zeit im Schmollwinkel saß. Er war groß und ich war klein. Sein Temperament war sanguinisch, das meine mehr phlegmatisch und bedächtig.

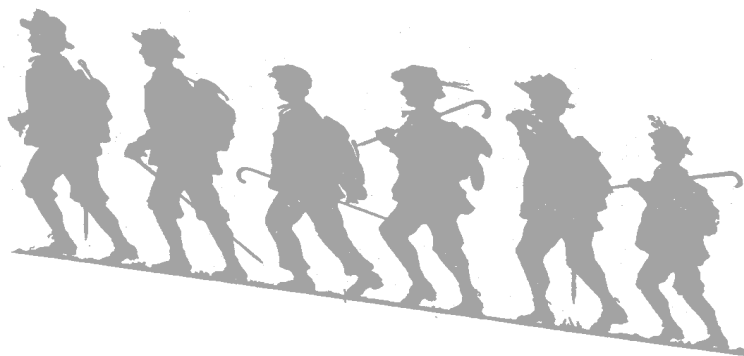
Als wir nach den Herbstferien wieder zusammenkamen, erzählte ich ihm meinen Plan für die Weihnachtsferien und versprach, ihn und seine Eltern dann auch einmal in Eppstein zu besuchen. Der Weg von Eschborn nach Eppstein ist nicht weit, etwa drei Stunden. Mit seinem gewohnten Feuereifer nahm er diese Mitteilung auf und freute sich sehr darüber. Nach etwa 14 Tagen zeigte er mir freudestrahlend einen Brief seiner Eltern, denen er meinen Besuch im voraus mitgeteilt hatte. Sie freuten sich auf meinen Besuch und luden dringend ein, ja zu kommen. Viele Reisepläne entwarf und verwarf mein Freund, bis zuletzt der allerbeste festgestellt und auch ausgeführt wurde. Mit dem Besuch von Eschborn aus war es nichts. Nein - ich sollte von Usingen aus mit ihm und noch einigen Kommilitonen über den Feldberg nach Eppstein reisen. Das war eine Gebirgstour auf die man sich was einbilden konnte. Es sollte eine Nachttour sein. Am Abend des 21. Dezember wollten wir aufbrechen und dann am folgenden Morgen um 5 oder 6 Uhr in Eppstein „Guten Morgen“ sagen. Die Kameraden aus den Taunusgegenden gaben vor Weg und Steg so genau zu kennen, daß sie auch in stockfinsterer Nacht sich nicht verirren könnten.

Was ist dann auch dabei? Von Usingen geht's über Hausen nach Schmitten, dann nach Reifenberg, und dann sind wir so gut wie auf dem Feldberg. Im Winter hat man die beste Aussicht. Wenn wir dann den Vogelsberg, den Spessart, den Melibokus, Donnersberg und Rhein lange genug betrachtet haben, gehen wir nach Königstein, und von da ist es noch ein Stündchen nach Eppstein. „Wir wollten doch bei Nacht reisen, da wird man nichts sehen,“ wagte ich zu entgegnen. „Nun ja, wir werden auch etwas später auf den Feldberg kommen und den Sonnenaufgang sehen. Das ist das Schönste und Erhabenste, was es überhaupt geben kann.“ Ich gab mich zufrieden und dachte, wie ist das alles doch so nah. Als wir im Sommer beim Unterricht in der Heimatkunde eine Karte vom Taunus gezeichnet hatten, waren mir die Entfernungen viel größer vorgekommen.

Am 21. Dezember nachmittags vier Uhr wurde der Unterricht geschlossen. Wir rüsteten uns in aller Stille zur Reise und kamen reisefertig zum Nachessen. Gleich darauf wollten wir aufbrechen. Es regnete zwar, aber es kann doch nicht die ganze Nacht regnen. Während des Essens erschien der alte Hankammer und brachte den Befehl des Direktors, daß niemand am Abend abreisen dürfe. Er

fügte noch hinzu: „Meine Herrn, schlafen sie sich doch erst aus, dann könnt ihr ja morgen früh beizeiten aufbrechen. Die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Wir folgten, zumal der Regen stärker wurde und anhielt bis nach Mitternacht. Aber den anderen Morgen sollte es in aller Herrgottsfrühe losgehen.

Um fünf Uhr waren wir bereit und schlichen zum Schloß hinaus. Der Regen hatte aufgehört. Ein starker Wind fegte über die Straßen. „Das ist gut, der Wind trocknet ab,“ sagte ein erfahrener Wanderer aus unserer Mitte. An manchen Stellen des Himmelsgewölbes war der schwarze Wolkenschleier zerrissen. Man sah einzelne Sterne schimmern. Den Umriß der Häuser, Bäume und größerer Gegenstände konnte man wohl unterscheiden und sich mitten auf der Straße halten. Vor den Füßen sah man nichts. Bald stolperte man über einen Stein, dann trat man in eine Pfütze, daß das Wasser aufspritzte. Zur Vorsicht hatten wir die Hosen in die Stiefelschäfte geborgen und konnten getrost zuschreiten. Es wurde ganz empfindlich kalt. Als wir eine Stunde von Usingen entfernt waren, marschierten wir auf der gefrorenen Straße. Die Kälte tat uns nichts an. Wir hatten dicke Winterkleider an. Unter dem Rock ein von der Mutter handgestricktes Wams und um den Hals einen Palatin gewickelt. Überzieher kannte die damalige Jugend nicht. Bloß ältere Herren trugen Mäntel. Dazu machte das Gehen warm. Als wir nach Schmitten kamen, war es Tag. Wir kehrten in einem kleinen Wirtshaus ein, das dem Bäcker Ungeheuer gehörte. Die kleine Wirtsstube war recht warm. Ein Tisch war mit frisch gebackenen noch heißen Brotläiben bedeckt. Daran wärmten wir unsere Hände, denn keiner von uns war noch imstande aus seiner Hand eine Pfote zu machen. Frau Ungeheuer kochte uns einen guten Kaffee und sparte nicht an den Bohnen. Nach einer Stunde Rast schritten wir wohlgemut nach Reifenberg und den Feldberg hinauf.



Die Bewohner der hochgelegenen Taunusdörfer waren damals fast alle Nagelschmiede. Wir sahen in manche Werkstatt hinein, wo der Meister fleißig hämmern vor dem kleinen Amboß saß und sein treuer Gehilfe, der Hund, in einem Rade lief und dadurch den Blasebalg bewegte.

„Der Feldberg ist doch weiter, als man glaubt,“ sagte bald der eine, dann der andere, als wir von Niederreifenberg aus aufwärts stiegen. Über Oberreifenberg wäre näher und auch bequemer gewesen. Unsere Tauniden wußten den Weg doch nicht so genau. Endlich kamen wir oben an. „Wo ist denn der Vogelsberg, der Spessart, der Melibocus?“ Ja, wenn der Nebel nicht wäre! Aber dort muß der Altkönig liegen und rechts davon Falkenstein und dann Königstein.

Es kommt oft vor, daß man hier oben ist und gar keine Fernsicht hat. Da uns also die Aussicht in die Ferne verschlossen war, sahen wir uns in der Nähe um. Zwanzig bis dreißig Schritte weit konnte man doch sehen. Der Feldberg bildet oben ein Plateau, aber der größte Teil desselben war mit mannshohen Tannen bedeckt. „Die hat der Landgraf von Hessen-Homburg anpflanzen lassen, um den Turnern die Feldbergfeste zu verbieten. Aber dieser kahle Teil des Plateaus ist nassauisch, da ist Platz genug.“ Weit in die Schonung hinein waren alle Tannen abgeknickt. Wir halfen ein bißchen nach, wo es nötig war. Zuletzt schlug uns doch das Gewissen. Wir eilten nach dem Roten Kreuz auf die Königsteiner Straße. Bald darauf sahen wir auch Königstein da liegen. Der Nebel hatte sich verzogen. Die Sonnenstrahlen beleuchteten die schöne Gebirgslandschaft. Als wir Königstein im Rücken hatten, gingen wir noch eine halbe Stunde auf der Landstraße weiter und schritten dann querfeldein über die gefrorenen Felder und Wiesen immer auf den Eppsteiner Schloßturm zu, der zwischen dem Rossert und Staufen unser Ziel angab. Mit anbrechender Dämmerung betraten wir die Wohnung des Freundes und wurden von den Eltern herzlich aufgenommen und bewirtet. Sie hatten kurz vorher geschlachtet. Wir labten uns an heißer Wurstsuppe und frischer Wurst. Außer im Kaffee in Schmitten hatten wir an dem kalten, rauhen Wintertage nichts Warmes gegessen oder getrunken.



Am Abend besuchten wir die Übungsstunde des Musikvereins, die im Schulhause abgehalten wurde. Mein Freund nahm gleich die Geige zur Hand und spielte mit. Ich getraute mich nicht mitzuspielen, denn meine Fertigkeit genügte noch nicht. Ich hörte zu und unterhielt mich mit dem Arzt Dr. Winnen, der passives Mitglied des Vereins war. Während der Unterhaltung stellte es sich heraus, daß wir Landsleute waren und sogar verwandtschaftliche Beziehungen hatten. Es war der Sohn des Lehrers Winnen in Dillenburg und ein Vetter meiner Schwägerin. Den Musikanten fiel unsere eifrige Unterhaltung auf und in der Pause sagte einer: „Herr Doktor, sie unterhalten sich ja so eifrig mit dem jungen Herrn da, sie erzählen ihm gewiß von ihrem frommen Gaul.“ „Nein, das werde ich aber jetzt gleich tun.“

Mit dem frommen Gaul verhielt es sich also. In dem letzten Sommer hatten in Königstein Jesuitenpater eine Mission abgehalten und den Gläubigen die Hölle recht heiß gemacht. Da keine Kirche die Menge der Zuhörer fassen konnte, so hatte man an einem geeigneten Platz im Freien eine Kanzel errichtet, von welcher die Pater wetterten und donnerten und die Herzen zerknirschten. Dr. Winnen hatte auch sein Rößlein gesattelt und war nach Königstein geritten. Wo soviele Tausende zusammenströmen, darf der Arzt nicht fehlen. Wie leicht kann da ein Unglück passieren. Es ging aber alles glücklich vonstatten. Die Bußprediger waren verstummt und die Andächtigen traten den Heimweg an. Auch Dr. Winnen wollte in Königstein nicht übernachten und ritt heimwärts. Was das Pferd nur hat! Alle Augenblick wendet es sich um und will nach Königstein zurück. Mit Mühe und Not kommt der Doktor bis vor Eppstein - da ist es vorbei. Trotz Zügel und Sporn wendet das Pferd um und rennt in wildem Galopp nach Königstein. Der Doktor fällt in den Graben. Mühsam rafft er sich wieder auf und humpelt nach Eppstein. Dienstfertige Nachbarn machen sich gleich auf und suchen das entflozene Pferd. Sie kommen bis nach Königstein.

Da steht es mit gesenktem Haupte vor der leeren Kanzel. Die Nachbarn nähern sich mit Schmeichelnamen und erhaschen die Zügel. Wie ein Lamm schreitet es hinter den Männern drein nach Eppstein zu dem erstaunten Arzt, der die Geschichte gar nicht begreifen kann. Boshafte Spötter flüsterten sich in die Ohren, der Doktor hätte eine ungerade Zahl Schoppen getrunken, habe dadurch das Gleichgewicht verloren und sei vom Pferd gestürzt. Das Pferd sei dann vor Schrecken davongelaufen.

Nach wohldurchschlafener Nacht brach ich am nächsten Morgen auf, um nach Eschborn zu reisen. Mutter Wehrheim hatte mir noch ein großes Butterbrot geschnitten und reichlich mit Wurst belegt, damit ich unterwegs nicht Not leiden könne. Kaum konnte ich es noch in meiner Botanisierbüchse unterbringen. Mit herzlichem Dank und vergnügte Feiertage wünschend verließ ich das gastliche Elternhaus des Freundes. Wir beide schritten zum Städtlein hinaus. Der Burg machten wir einen kurzen Besuch. Es war wenig lohnend, denn der Nebel hatte

sich wieder von den Bergen in die Täler gesenkt, sodaß man keine 30 Schritte weit sehen konnte. Wenn ich doch gestern etwas mehr auf den Weg geachtet hätte; im hellen Sonnenschein waren wir dahingeschritten, immer dem Eppsteiner Turme zu. Jetzt kommt Fischbach, dann Schneidhain und dann Königstein. Der Weg versteht sich ja von selbst. Freund Wehrheim verabschiedete sich und sagte mir noch: „Jetzt kommst du bald nach Fischbach, immer geradeaus gegangen, alle Seitenwege rechts und links liegen lassen.“ „Ja, das will ich tun! Adieu, vergnügte Ferien!“ Der Nebel wurde immer dichter. Fischbach wollte gar nicht kommen, und zuletzt war mein Weg zu Ende. Schon eine ganze Strecke war ich einen Feldweg gegangen. Jetzt stand ich an einer Wiese. Mit Schrecken erkannte ich, daß ich mich verirrt hatte. Keine 20 Schritte weit konnte ich sehen, so hatte der Nebel zugenommen. Was Machen? Ich ging wieder zurück, fand aber den ursprünglichen Weg nicht wieder. „Wehrheim, Wehrheim!“ rief ich so laut ich konnte. Niemand, nicht einmal das Echo gab mir Antwort.

Da fiel mir ein, daß jemand gesagt hatte: die im Nebel Verirrten gingen immer in einem großen Kreise herum und kämen dadurch an kein Ziel. Das wollte ich vermeiden und kehrte um, um mein Wiesentälchen wieder zu erreichen. Ich rechnete so: das Bächlein, das durch die Wiese fließt, kommt aus dem Gerbirge und mündet in den Main. Dorthin kann es nur zwei bis drei Stunden sein. Also will ich dem Bächlein nachgehen und werde dann wohl Menschen antreffen oder an die Eisenbahn kommen, der ich nachgehen kann, und werde ganz gewiß an eine Station gelangen. So hatte ich mir Mut vorgerechnet und kam auch glücklich wieder an die Wiese, wo ich bald ein Bächlein rauschen hörte. Es war der Liederbach, dessen Name ich erst 30 Jahre später erfahren habe, als ich im Taunus besser bekannt war als im Jahre 1856. Die Wiese war mit dichtem Reif bedeckt und die Erlen und Weiden, die an dem Bächlein standen, sahen wie verzuckert aus. Ich achtete nicht auf die schönen Reifbildungen, denn mein Herz war wieder sehr verzagt.

Kaum eine Viertelstunde hielt mein Mut an. Ich blieb stehen und überlegte wieder. Da war mir's auf einmal als hörte ich Axtschläge - dann war wieder nichts. Ich bückte mich und hielt das Ohr ganz nahe an den Boden, um besser zu hören. Es war kein Zweifel, da wurde Holz gehauen. Menschen waren in der Nähe. Freudig ging ich dem Bächlein nach. Die Axtschläge wurden immer deutlicher. Endlich tauchten zwei Landsleute aus dem Nebelmeer auf, die die Erlen an dem Bache fällten. Ich war ganz glücklich beim Anblick der Menschen, grüßte sie freundlich und fragte: „Wo bin ich, ihr Leute?“

Sie sahen mich verwundert an und sagten: „Gleich hier unten ist Hornau, da sind wir her. Wo kommt ihr denn her? Wer seid ihr denn?“ „Ich komme von Eppstein und will nach Königstein. Seid so gut und zeigt mir doch den Weg - ich habe mich verirrt.“ „Grad drüben ist die Straße, nach Königstein habt ihr noch eine gute halbe Stunde. Bleibt noch ein bißchen hier, denn unser Mädchen kommt mit dem Essen. Ihr seid gewiß hungrig und sollt mit uns essen.“ Ich versicherte,

daß ich keinen Hunger hätte und auch noch mit einem Frühstück versehen sei. Zum Beweise öffnete ich meine Botanisierbüchse und wollte das große Doppelstück zeigen. Meine Finger waren jedoch so steif, daß ich es nicht herausbrachte. Unterdessen kam das Mädchen mit dem Essen an und packte aus. Ich wurde nochmals eingeladen mitzuessen, dankte aber, so appetitlich auch das Gemüse und Rauchfleisch aussahen. Das Mädchen führte mich nun über die Wiese und zeigte mir in der Hecke eine Lücke, durch die ich hinaufklettern und mit wenig Schritten auf der Königsteiner Straße stand. Rasch schritt ich vorwärts, vergnügt, daß ich wieder auf dem rechten Weg war. Jetzt konnte ich mich nicht wieder verirren.

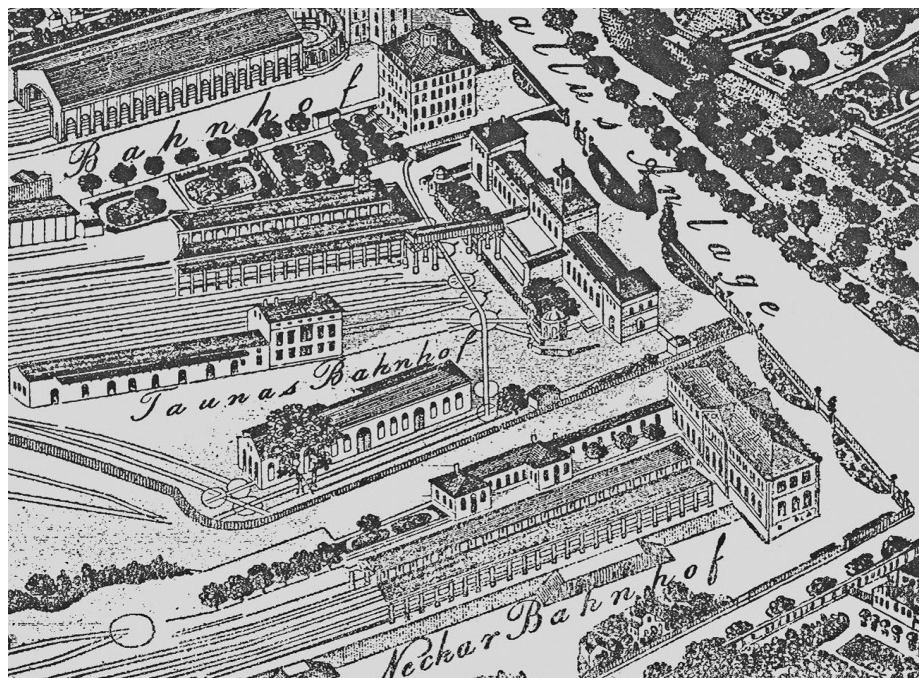
Eine neue Sorge fing jetzt an mich zu quälen. Wird der Bruder noch in Cronberg sein? Ich hatte ihm geschrieben, daß ich am 23. Dezember gegen 10 Uhr von Eppstein aus nach Cronberg kommen würde. Dort möge er mich doch abholen, wenn er Zeit hätte. Mein Trost war, er würde wohl zu Hause geblieben sein. Es war schon 1 Uhr vorbei und ich war noch nicht in Königstein. Indessen verzog sich der Nebel wieder, genau wie am vorigen Tag. Als ich um 2 Uhr nach Cronberg kam, war wieder heller Sonnenschein. Langsam schritt ich die Straßen dahin, sah nach allen Seiten in die Fenster, hielt vor jedem Wirtshaus ein kurzes Ständchen. Doch vergebens - kein Bruder winkte herein. Die Häuser hörten endlich auf - ich war am Ende von Cronberg. Betrübt fragte ich nach dem Weg nach Niederhöchstadt. „Ja, den können Sie jetzt nicht gehen, der wird eben neu gemacht. Gehen Sie den Pfad neben durch das Feld. Sie müssen sehen, wie Sie durchkommen.“ Auch das noch! Ich ging den Pfad nebenher durch das Feld, hatte aber wieder ein neues Mißgeschick. Seit einigen Stunden hatte es in dem Sonnenschein getaut. Ich versank fast in dem weichen Ackerboden und hatte Mühe die Stiefel wieder herauszuziehen. Auch der schmutzige Fußpfad mußte schließlich ein Ende nehmen. Ich kam wieder auf den festen Weg. Wie ich so auf dem festem Wege dahinschritt, verzehrte ich auch mein Eppsteiner Frühstück.



Cronberg im Taunus von Königstein gesehen

Jenseits Cronberg verspürte ich schon Hunger, dachte aber an der Seite des Bruders im Wirtshaus schmeckt es besser. In Cronberg war ich vorbeigegangen, auf dem schmutzigen Pfad war an kein Essen zu denken, denn ich mußte vor die Füße schauen. Jetzt öffnete ich die Büchse, brach ein Stückchen nach dem andern ab. Ehe ich Niederhöchstadt erreichte, war alles aufgezehrt. Es war fast Abend, als ich beim Bruder in Eschborn ankam. Er fragte verwundert: „Wo kommst du denn her? Ich habe 4 Stunden in Cronberg gewartet, aber kein Daniel kam.“ Ich antwortete mit einem Strom von Tränen. Es dauerte lange, bis ich mein Abenteuer erzählen konnte.

Am folgenden Tag, dem Tag vor Weihnachten, war großer Putztag. Der Bruder und ich waren zuhause sehr überflüssig. Daher beschlossen wir uns Frankfurt einmal ordentlich anzusehen. Der Christbaum für die kleinen Neffen Hermann und Heinrich war schon in Ordnung. Bei der Gelegenheit sah ich zum ersten Mal die Eisenbahn. Die kleine Strecke von Bockenheim bis Frankfurt wollten wir auch darin fahren. Der Bockenheimer Bahnhof lag damals noch im freien Feld. Der Bruder studierte den Fahrplan und sagte: „Der nächste Zug kommt erst in 30 Minuten an. Es ist klüger, wenn wir zu Fuß gehen. Wir sind noch vor dem Zug in Frankfurt.“ Da wurde meine Freude zu Wasser; ich bat, und der gute Bruder gab nach. Vierzig Minuten mußten wir warten, denn der Zug hatte auch noch 10 Minuten Verspätung.



Die Frankfurter Westbahnhöfe um 1855 (später entstand hier der Frankfurter Hauptbahnhof)

In Frankfurt sahen wir uns fleißig um, gingen in das Städelsche Museum und machten auch Karl dem Großen auf der Alten Brücke unsere Aufwartung. Große Aufmerksamkeit widmete ich den Soldaten. Auf der Hauptwache waren Preußen mit zwei Kanonen. Die eine bedrohte die Zeil, die andere den Steinweg. An der Brücke sah ich Österreicher in weißen Röcken und kornblumenblauen Hosen. Auf dem Kopfe hatten sie einen häßlichen Tschako, der wie ein Feuereimer aussah. An dem Bockenheimer Tor standen Jäger in hechtgrauen Uniformen und einem Federbusch auf dem niedrigen Tschako. An einem anderen Tore standen hellblaue Bayern mit Raupenhelmen. In Frankfurt waren doch mehr Soldaten als in Weilburg. Abends spät kamen wir heim. Ich wußte viel zu erzählen.

In der Neujahrswoche gingen wir abends in die Wirtschaft Reges und tranken Apfelwein. Da hatte ich es aber getroffen - der war noch viel saurer als das berühmte obergärige Bier. Zwei volle Stunden saß ich bei meinem Glase. Gewöhnlich blieb noch ein Rest darin. Die Unterhaltung der Bauern war mir sehr interessant. Die sprachen über ganz andere Dinge als meine Landsleute daheim und befeuchteten ihre Lippen mit Apfelwein, während jene ab und zu ein Glas Wasser tranken, wenn gerade das Nachtessen versalzen gewesen war.

Eines Abends erzählte man von dem holländischen Baron, der hätte wieder Geld von der Post bekommen. Da mußten die Gläubiger zugreifen, es würde nicht lange halten. Mit dem holländischen Baron verhielt es sich so. Sein Vater war ein Großkaufmann und Millionär in Holland. Der Sohn wohnte mit seiner Familie in Eschborn und bezog jedes Vierteljahr 500 Gulden Unterstützung aus dem Elternhause. Wegen seiner Mißheirat mit einer Tänzerin und seines unordentlichen Lebenswandels hatten ihn die Eltern verstoßen und zahlten ihm dieses, nach den Begriffen der Eschborner, überaus hohe Aliment. Der Herr Baron hatte gar kein Talent zum Sparen, jedoch große Neigung zum Geldausgeben. Die Frau Baronin war genauso veranlagt. Früher hatten sie in Frankfurt gewohnt. Als ihnen dort das Pflaster zu heiß geworden war, hatten sie in Eschborn eine billige Wohnung gemietet und geglaubt, hier würden die Einnahmen die Ausgaben stets decken. Das war aber ein Irrtum. Wenn das Geld ankam, wurde im ersten Monat flott gelebt und wohl die allerungestümsten Gläubiger befriedigt. Im zweiten wurde ein klein wenig gespart und im dritten wieder geborgt. Sie kamen auf keinen grünen Zweig. Nach einiger Zeit schüttelten sie auch den Eschborner Staub von ihren Füßen.

Die Weihnachtsferien gingen rasch zu Ende. Jeder Tag brachte neue Abwechslung. Am 6. Januar kam Vetter Siebel von Erbenheim und holte mich ab. Wir reisten zusammen wieder nach Usingen. Er hatte die Weihnachtsferien bei seinem Bruder in Erbenheim zugebracht. Dieser war von Rennerod dorthin versetzt worden. Wir kamen glücklich in Usingen an – das Wetter war milde. Nur auf der Saalburg lag tiefer Schnee.

In der zweiten Klasse

Wie im Fluge verstrich das letzte Quartal des Schuljahres. Es wurde Ostern und ich rückte in die zweite Klasse auf. Das war angenehm - der Unterricht wurde interessanter, und man merkte eher den Fortschritt. Für's erste bekamen wir das Lesebuch von Wackernagel, während wir uns bis dahin mit dem dicken Lesebuch (für Elementarschulen) hatten langweilen müssen. Wir konnten es fast auswendig, so dick es auch war. Das Wackernagel'sche Lesebuch war damals das beste seiner Art. Ich kenne heute noch kein besseres. In diesem Lesebuch kommt die Literatur zu ihrem Recht, und die Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterland zog wie ein roter Faden durch alle die Teile. Mit welcher Begeisterung lasen wir unter der Anleitung des Herrn Göz: Rückerts „Hohle Weide“. Der Schluß stimmte die ganze Klasse zur Andacht:

*Du gleichst meinem Vaterland,
dem tief in sich gespaltnen,
von einem tiefern Lebensband
zusammen doch gehalten.*

Außerdem bekamen wir Unterrichtsstunden bei dem Direktor. Darauf freuten wir uns alle. Hier lernt man was, so lautete die Tradition. Freilich hatten wir schon viel von seinen drakonischen Strafen gehört. Im vorigen Jahr hatten einige Zweitklässer ein Evangelium 30 Mal abschreiben müssen. Er selbst wußte den Katechismus mit allen Sprüchen und alle Sonntagsevangelien auswendig und verlangte dasselbe auch von uns. Was die Schüler lernen sollen, muß auch der Lehrer auswendig können. Ich machte mir darüber wenig Sorgen, denn alles hatte ich ja schon in der Schule gelernt. Vor der Stunde überlas ich das Pensum einige Mal - dann saß es wieder fest.

Es erfüllte sich an mir der Spruch: Wer sich läßt dünken, er stehe, der mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Wir hatten Katechismusstunde. Ich las die Sprüche vorher einige Mal durch, sagte sie vor mich hin bis sie flott gingen. In der Stunde sollte Nachbar Wald den Spruch aufsagen: Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtig-



Seminarmützen der 3. bis 1. Klasse

keit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt. Er stotterte aber und kam zu keinem Ende. „Schreibe ihn bis morgen 250 Mal! „Meuser!“ Meuser war ein fleißiger Seminarist und hatte den Spruch wohl gelernt, aber er war so erschrocken, daß er die guten Wirkungen der heiligen Schrift nicht alle aufzählen konnte. „250 Mal!“ Da entstand eine Pause; der Direktor überblickte die Klasse einigemal, und dann hieß es: „Weber!“ Wäre ich zuerst gefragt worden, so hätten wir viel Papier und Tinte sparen können, denn ich hätte den Spruch tadellos aufgesagt. Vor Schreck wirbelten mir Lehre, Strafe und Besserung so durcheinander, daß es auch hieß: „250 Mal!“ Die ganze Klasse war erschrocken und wäre weitergefragt worden. So hätte vielleicht keiner den Spruch vor Schrecken richtig sagen können. Der Direktor fragte aber nicht weiter, er hatte genug an den drei Opfern. Als die schreckliche Stunde vorüber war, wurden wir allgemein bedauert. Viele erboten sich, die Nacht mit uns aufzubleiben und uns schreiben zu helfen.

Nach der Morgenandacht sollten wir unsere drei Manuskripte abgeben. So ängstlich ich auch gewesen war, als ich den Spruch sagen sollte, so kaltblütig wurde ich, als die Strafe diktiert war. Das war zuviel - das konnte ich nicht. Ich nahm mir vor, alle meine Arbeiten gewissenhaft zu machen. Wenn ich damit fertig wäre, wollte ich an der Strafe schreiben bis 10 Uhr und dann mit den anderen Schlafen gehen. Dem Direktor wollte ich durch den Vorsteher am Abend sagen lassen, ich könnte die ganze Strafarbeit nicht liefern, wir hätten bis morgen viel zu tun. Außerdem hätte ich noch eine Übungsstunde auf der Orgel und auf dem Klavier. Sollte der Bescheid ungünstig ausfallen, so wollte ich selber zu ihm gehen. Er kann doch kein Unmensch sein und muß Gott fürchten. Die Strafe hat er im Zorn gegeben. Des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist. Bis zum Nachtessen hatte ich den Spruch etwa 12 Mal geschrieben. Als der Klassenvorsteher von seinem Rapport beim Direktor zurückkam, verkündete er freudestrahlend: „Wenn ihr keine Zeit habt, so schreibt den Spruch so oft als möglich ist.“ Ja, das war ein Wort. Ich war recht fleißig und brachte ihn 24 Mal auf das Papier. Am anderen Morgen, nach der Andacht, gaben wir die Strafarbeit ab. Der Direktor sprach kein Wort. Soviel ich weiß, hat er eine solche Strafe nicht wieder gegeben.

An warmen Sommertagen badeten wir im Hattsteinweiher, der 20 Minuten von Usingen entfernt ist. Damit kein Unglück geschehen konnte, war eine geeignete Stelle durch Balken abgegrenzt worden, denn der Weiher war groß und tief. Gewöhnlich begleiteten uns der Direktor und Kandidat Göz. Jener setzte sich dann an das Ufer und schaute uns zu; dieser aber badete mit und schwamm in dem Weiher herum, daß es eine Lust war zuzusehen. Wir beneideten ihn um seine Kunst. Unter den Seminaristen war nur einer, der gut schwimmen konnte. Einige ahmten ihn nach und versuchten sich in dem unbehilflichen Hundstrab. Ich gab mir auch alle Mühe, die Bewegungen des Schwimmens abzusehen und nachzumachen, brachte es aber zu nichts.

Eines Nachmittags, als das Schwimmen aus irgend einem Grunde ausgefallen war, beschlossen einige Zweitklässer auf eigene Faust zu baden. Ich war natürlich auch dabei nebst einigen Hundstrabern und dem geschickten Schwimmer Hermann Erbe. Als wir uns so in dem Wasser vergnügten, fiel uns ein Floß auf, das in der Nähe angebunden lag. Es gehörte den Usingern Gerbern, die damit ihre Felle herbeiholten, wenn sie zu weit in das tiefe Wasser geschwommen waren. Einer machte den Vorschlag, eine Floßfahrt über den Weiher zu machen. In Ermangelung von Rudern und Stangen wollten die Hundstraber, die sich jetzt alle für gute Schwimmer ausgaben, durch Stoßen mit den Händen und Rudern mit den Beinen das Floß fortbewegen. Gesagt, getan. Die drei Nichtschwimmer stellten sich auf das Floß und die drei anderen bewegten das schwerfällige Fahrzeug vom Wasser aus. Mit den Händen hielten sie sich fest und mit den Beinen traten sie aus wie die Frösche im Teiche. Es ging langsam voran und machte auch sehr müde. Wir waren kaum in der Mitte des Weihers, da kletterten ein Ruderer nach dem anderen zu uns auf das Floß, um sich ein wenig auszuruhen. Das Floß hatte aber nur geringe Tragfähigkeit und sank fast einen Meter unter den Wasserspiegel. Mit Mühe hielten wir uns aufrecht. Es hätte nur eines geringen Stoßes oder Drängens nach einer Seite bedurft, so wären wir von dem Floß ins Wasser gefallen und wahrscheinlich alle ertrunken. Einer hätte sich am anderen festgehalten und die Bewegungen gehemmt. Auf einmal erkannte ich die Gefahr, wagte aber nicht sie auszusprechen aus Furcht, die Katastrophe zu beschleunigen. Ganz kaltblütig rief ich den Schwimmern zu: „Ihr Prahler! Als wir am Ufer standen, konntet ihr alle schwimmen. Jetzt steht ihr auf dem Floß. Das kommt ja nicht vom Fleck, wir können doch hier nicht übernachten. Macht euch ins Wasser!“ Der gute Schwimmer Erbe merkte jetzt auch die Gefahr, glitt ins Wasser und rief den Hundstrabern zu: „Kommt ins Wasser. Haltet euch mit den Händen fest und stoßt mit den Beinen, daß wir an Land kommen.“ Da hob sich das Floß wieder zum Wasserspiegel. Wir kamen glücklich ans jenseitige Ufer. Als wir festen Boden unter den Füßen hatten, machte ich auf die große Gefahr aufmerksam, in der wir geschwebt hatten. Jetzt erkannten alle die Gefahr und erschrakten nachträglich. Über das Geröll und Gestrüpp des langen Dammes eilten wir zu unseren Kleidern. Die Schwimmer aber zappelten sich an dem plumpen Fahrzeug ab, bis sie es endlich wieder an seinen Platz brachten. Wir gingen nie wieder heimlich baden.



Bis heute herrscht großes Badevergnügen am Hattsteinweiher

Das Sommersemester ging zu Ende. Die Herbstprüfung war vorüber. Wir rüsteten uns zur Heimreise. Für diesmal hatten wir einen ganz besonders klugen Plan ersonnen, wie wir einen Tag früher und weniger mühsam bei den lieben Eltern eintreffen wollten. An demselben Tag, wo die Schule geschlossen wurde, gleich nach dem Nachtessen, sollte aufgebrochen werden. Wir wollten dann die Nacht durchmarschieren, den anderen Tag über den Westerwald steigen und bei guter Zeit im Elternhause eintreffen. Fast alle Dillenburger, etwa 10 Mann, beteiligten sich an diesem Nachtmarsch.

Gegen acht Uhr brachen wir auf und hatten uns reichlich mit Vorräten versehen, denn unterwegs war nichts mehr zu bekommen. Der Nachtmarsch war doch nicht halb so schön, wie wir geglaubt hatten. Das Wetter war ganz angenehm. Im Wald wurde es dunkel. Man mußte sich mitten auf der Straße halten, wenn man nicht alle Augenblicke stolpern und anstoßen wollte, Das Sternenlicht erhellte den Boden zu wenig. In Grävenwiesbach saßen die Gäste noch im Freien unter den Linden. Wir setzten uns zu ihnen, gönnten uns auch ein Glas Bier und aßen Knackwürstchen dazu. Das hätten wir nicht tun sollen. Wir bekamen Durst. Es gab keine Quelle, wo wir hätten trinken können. Das Einhaus wollte gar nicht kommen. Endlich hatten wir es erreicht, klopfen bescheiden an die Fenster und baten um Einlaß. Lange blieb alles still. Als unser Bitten ungestümer wurde, schrie eine Stimme: „Wenn es jetzt keine Ruhe gibt, lasse ich den Hund los.“ Schon lange hatte der zornige Köter an seiner Kette gerissen und gewütet, als ob er uns zerfleischen wolle. Ägerlich verließen wir die ungastliche Stätte. Einige nahmen sogar Rache an dem unschuldigen Scheunentor, das sie mit dicken Steinen bombardierten.

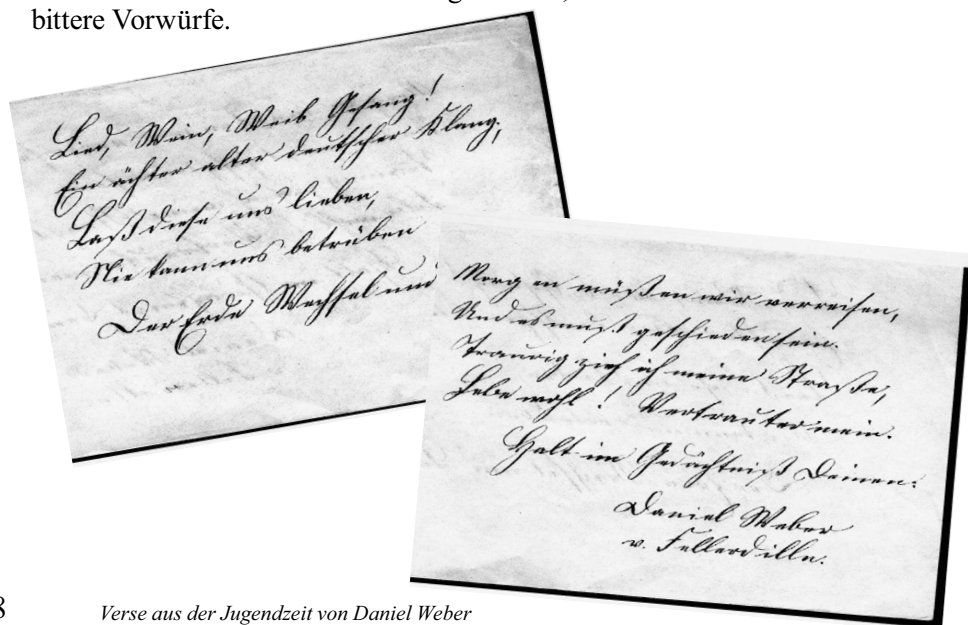
Endlich kamen wir nach Weilburg und fanden Ruhe und Erfrischung, aber nicht bei Rosenkranz an dem guten Doppelbier, nein, wir tranken aus dem Stadtbrunnen und setzten uns eine ganze Weile zum Ausruhen auf seine Stufen nieder. Ganz Weilburg lag noch in den Federn. O, wie sahen wir aus! Ganz und gar mit Staub bedeckt, selbst das Gesicht war schmutzig, daß man kaum aus den Augen sehen konnte. Wir machten ein wenig Toilette, klopfen mit den Taschentüchern den größten Staub von den Kleidern, wuschen uns Hände und Gesicht und hinkten weiter. Es war hell geworden. Wir sahen noch niemand auf der Straße oder im Fenster; hoffentlich blieben wir unbeachtet. Als wir über die Lahnbrücke gingen, sahen wir Dampf aus dem Wasser aufsteigen; das Wasser war warm und die Luft sehr frisch, ordentlich kalt.

Es war sechs Uhr als wir in Löhnberg ankamen. Hier wollten wir Kaffee trinken und uns gehörig ausruhen. Ich legte mich sogleich ins Bett, um wenigstens ein Stündchen zu schlafen. Von Weilburg bis Löhnberg hatte ich schon im Gehen geschlafen. Ich war ein rechter Schlafwandler gewesen. Die Kameraden saßen auf Stühlen und Bänken und hatten den Kopf auf den Tisch gelegt. Trotz der unbequemen Lage schliefen sie alle ein. Auf einmal spürte ich wie an mir gestoßen und gezerzt wurde, fast wurde ich aus dem Bett gerissen. Es waren meine Ka-

Kameraden, die mich nicht ermuntern konnten. Ich hatte zwei Stunden geschlafen. Der Kaffee war gerade aufgetragen. Als ich mich gewaschen und vollends angezogen hatte, war ich wie neu geboren. Das reichliche Frühstück ergänzte auch die geschwundenen Kräfte wieder.

Gegen neun Uhr brachen wir wieder auf. Es wäre alles gut gewesen, wenn mich die Füße nicht so sehr geschmerzt hätten. Mechanisch setzte ich einen Fuß vor den anderen, suchte immer an der Spitze zu bleiben, denn anders konnte ich nicht gehen. Nach einer halben Stunde ging es wieder. Den Gefährten ging es nicht viel besser. Unser Zug bildete eine lange, oft unterbrochene Kette. Die Sonne brannte heiß. Auf dem weiten Weg den Westerwald hinauf kehrten wir fast in jedem Dorf ein und tranken meist ein Glas Zuckerwasser. Einmal war ich zu müde und mußte ein wenig ruhen. Dann hatte Siebel wieder Hunger, und ein andermal hatte König ganz kannibalischen Durst. Die Sonne war schon am Untergehen, als wir nach Langenaubach kamen, wo uns die Kameraden Metz und Siebel verließen. Sie waren zu Hause. Als sich an der Brücke bei Haiger Kring und Pulverich verabschiedeten, war es schon dunkel.

Als ich mit dem Gefährten Siebel und Franz Fellerdilln betrat, blies der Nachwächter gerade 10. Beide hatten bald ihre Haustüren erreicht, ich aber mußte noch in die Zäun, in das weite Oberdorf gehen. Es ist doch besser, wenn man im Unterdorf wohnt. Die Eltern freuten sich sehr, als ich zur Stubentür hereintrat und „Guten Abend“ sagte. Sie hatten mich erst am folgenden Abend erwartet. Als ich von unserer Nachtwanderung erzählte, erschranken sie und machten mir bittere Vorwürfe.





Dorf Eschborn um 1855

Die folgenden Weihnachtsferien brachte ich wieder in Eschborn bei dem lieben Bruder zu. Darüber weiß ich nichts besonderes zu melden, nur einen Gewissenskampf. Einen Kampf zwischen dem guten und dem bösen Menschen in meiner Brust. Ich war ein eifriger Sammler und meine Schmetterlings- und Käfersammlung wie auch das Herbarium gehörten zu den reichhaltigsten der Klasse. Nun barg die Saalburg, die ich in den Ferien zwei Mal überschreiten mußte, einen großen Schatz. Eine mit Totenasche gefüllte Urne und ein leeres Tränenkrüglein. Das wäre etwas, darauf könnte ich stolz sein. Wenn ich nur das Tränenkrüglein hätte! Als ich die Saalburg überschritt, war ich ganz allein und machte dem römischen Friedhof einen Besuch. Ich hob den Stein auf. Da standen noch Urne und Krüglein unversehrt. Kein Dieb hatte die Hand danach ausgestreckt. Sollte ich der Dieb werden? In den 14 Tagen kämpfte mein Gewissen mit dem bösen Sammler. Oft hatte ich ein Kartenhaus von Beweisgründen in meinem Kopf aufgebaut, fest und unerschütterlich. Wem gehört das Tränenkrüglein? Der römischen Kohorte, die ihrem toten Kameraden damit die letzte Ehre erzeigte. Wo ist diese? Seit 1500 Jahren von der Erde verschwunden. Ihr Kastell ist von unseren Vorfahren dem Boden gleichgemacht worden. Wem gehören die Überbleibsel? Doch niemand anders als dem Finder; also zugegriffen. Bist du der ehrliche Finder? Mein Kartenhaus von Beweisgründen stob in alle Winde. Als die Ferien zu Ende waren und ich mich von der Familie des Bruders verabschiedete, hatte ich heimlich eine Anzahl Blätter des Frankfurter Journals zu mir gesteckt, daß ich mein Tränenkrüglein gut einpacken konnte. Je näher ich der Stätte kam, um so heftiger wurde der Kampf in meiner Brust. Ich wurde ägerlich über mich selbst. Hätte doch ein anderer das Tränenkrüglein mitgenommen und mir das Nachsehn gelassen. Käme doch ein Förster oder ein Wanderer daher, daß ich verhindert wäre, das Krüglein einzupacken. Die Stätte war aber

menschenleer. Nur mein Gewissen war mein Gefährte, der sich auch garnicht abschütteln ließ. Schon stand ich auf der Straße still, um nach rechts, nach dem Friedhofe abzuschwenken, als das Gewissen den letzten Beweisgrund anführte und siegte. Was willst du denn mit dem Tränenkrüglein anfangen, wenn du es nach Usingen bringst? Im Koffer verbergen. Und später, wenn es jemand bei dir sieht, was willst du dann sagen? Diese Frage wollte ich nicht beantworten. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, mein Gewissen hatte gesiegt. Es war mir zu Mute wie einem Soldaten, der mit Sack und Pack im Sonnenbrand auf der staubigen Landstraße marschiert und plötzlich Wehr und Waffen auf einen bereitstehenden Wagen laden und frank und frei einen kühlen, schattigen Waldweg einschlagen darf.

Ich tanzte fast den Weg ab von der Saalburg nach Wehrheim, denn ich war ja Sieger nach einem 14-tägigen Kampfe. Später konnte ich mich des Sieges doch nicht mehr so ganz von Herzen freuen. Wenn ich mich fragte: Wer hat denn gesiegt? War es deine Ehrlichkeit oder die Scham vor der Welt als ein Dieb zu gelten? Ich mußte antworten: Es war die Scham. Ja die Scham - aber nicht die falsche - ist ein treuer Verbündeter des Gewissens. Die falsche Scham ist oft ein Versucher zum Bösen. Mancher schämt sich in Gesellschaft der Toren sogar der Tugend und brüstet sich mit dem Laster.



Rathaus und Brunnen auf dem Platz vor dem Usinger Schloß

Der Erstklässer

Ich war Erstklässer geworden und mußte jetzt in der Stadt wohnen. Gewöhnlich wohnten zwei zusammen. Es war selbstverständlich, daß ich meinen Freund und Nachbar Wehrheim zum Stubenkameraden wählte. Wir zogen in das Haus des Gerbers Herdt oben in der Zitnergasse. Für Kost und Wohnung zahlte man 140 Gulden. Das war viel teurer als im Internat. Hier bezahlte man für Kost, Wohnung, Feuer, Licht nur 116 Gulden, während man in der Stadt das Bett, Feuer und Licht noch besonders bezahlen mußte. Zu meiner Zeit reichten allerdings diese 116 Gulden nicht aus. Wir mußten jährlich noch 4 bis 6 Gulden drauflegen - so genaue Rechnung wurde geführt. Als später die Klassen stärker waren, fanden keine Rückzahlungen statt. Wir kauften uns ein blechernes Studierlämpchen von unsern Vorgängern in der Wohnung für 30 Kreuzer und brannten Rüböl darauf. Es war etwas über eine Spanne hoch und hatte zum Schutz der Augen einen Schirm.

Das Lernen wurde jetzt ernster, ja sehr ernst. Er war gut, daß wir keine Störenfriede hatten und ruhig arbeiten konnten. In der Usinger Stadtschule wurden wir in allen Unterrichtsfächern praktisch angeleitet. Je zwei Seminaristen mußten zusammen eine Stunde lang unterrichten. Da hieß es sich zusammennehmen. Der betreffende Lehrer und die ganze 1. Klasse hörten zu, notierten fleißig und hielten eine scharfe Kritik ab.

Bei dem Direktor hatten wir viele Stunden. Er gab sich unendlich Mühe, uns zu Lehrern im Sinne Christi zu bilden. Oft legte er Bibelstellen und ganze Abschnitte so aus, daß jeder glaubte, Jesus habe die Worte gerade zu uns gesprochen. Welche Idealbegriffe gab er uns von der Schule! Welche Bilder gab er von den zu erziehenden Schülern! Oft körperlich und geistig vernachlässigt, bald verzogen und verhätschelt, dann niedergedrückt von der Armut und dem Unfrieden in der Familie. Allen sollten wir ein Vater und Berater, ein Erzieher und ein Lehrer sein. Von uns würde einst der Weltenrichter ihre Seelen fordern. Wer kann das erfüllen? Wer dieser Geringsten einen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals, gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist - sagt der Heiland.



Die Huguenottenkirche in der Neustadt

Die Herbstferien kamen und wir rüsteten uns zur Heimreise. Viele Kameraden wollten wieder einen Nachtmarsch unternehmen. Meinen Eltern hatte ich versprochen dies nicht zu tun und hielt Wort. Mit Landsmann Kring aus Steinbach hatte ich einen anderen Reiseplan ersonnen. Wir wollten uns erst ausschlafen und dann in einem Tag den ganzen Weg zurücklegen. Der Plan war wirklich gut. Als die Turmuhr fünf schlug, schritten wir aus Usingen und abends zehn Uhr kam ich im Elternhause an. Weilburg ließen wir links liegen und gingen über Hirschhausen und Selters nach Löhnberg. Dadurch kürzten wir den Weg um eine volle Stunde. Es war in der Mitte des September, als wir von Ort zu Ort zogen. Die Leute waren gerade an der Grummeternte.

In dem Dörfchen Selters kamen wir zur Mittagszeit an und fragten ein altes Mütterchen nach einem guten Wirtshause. Ehe sie uns ein solches zeigte, fragte sie neugierig: „Wo kommt ihr denn her?“ „Von Usingen.“ „Wo wollt ihr denn hin?“ „Ins Dillenburg.“ „Wohin denn dort?“ „Ich reise nach Fellerdilln und mein Kamerad nach Steinbach.“ „Was! Ich bin auch aus Fellerdilln. Wer sind denn eure Eltern und wo wohnen sie?“ „Mein Vater heißt Konrad Weber und wohnt in der Zäun.“ „Ach, da habe ich auch lange mit meinen Eltern gewohnt. Euere Mutter ist so alt wie mein Bruder Johannes und zwei Jahre älter als ich. Wir sind zusammen aufgewachsen - wie geht es ihr denn? Später hat mein Vater, der alte Lehrer Becker, das Haus der Kirche gegenüber gekauft. Wer wohnt denn jetzt darin?“ „Der Bürgermeister.“ „Die Lehrer Daniel Becker in Wiesbaden, Johannes Becker in Cronberg und Heinrich Becker in Schlangenbad sind ja meine Brüder. Seit 30 Jahren habe ich niemand aus Fellerdilln gesehen und gehört. Wie bin ich doch so froh, endlich wieder einmal Landsleute zu sehen. Kommt mit in unser Haus, ich will euch Speck und Eier backen.“ Wir dankten jedoch für die freundliche Einladung. Sie hätte auch wenig Zeit - das Grummet sei trocken und müsse heim. Es gebe auch heute noch Regen, denn am Morgen sei ein schönes Morgenrot gewesen, und darauf regne es jedes Mal. Da führte sie uns zu dem Wirtshause. Jedesmal wenn uns jemand begegnete, rief sie ihm zu: „Seht, das sind Landsleute von mir, die kommen von Usingen. Sind das nicht schöne junge Herrn!“ Sie machte wirklich Staat mit uns. Als Kindermädchen war sie mit Pfarrer Schütz von Oberroßbach nach Löhnberg gekommen und hatte später in Selters ihren Hausstand gegründet.



Als ich des Abends allein von Haiger nach Fellerdilln ging, wandte ich meine Augen selten ab von dem großen, prachtvollen Kometen, der gerade in seiner vollen Majestät glänzte. Wir hatten ihn schon vor mehreren Wochen beobachtet als er noch sehr klein erschien. Jetzt prangte er in seiner ganzen Glorie am nördlichen Himmel und erhellte die Erde fast wie der Vollmond. Er wurde nach seinem Entdecker „Donati“ genannt und war neben dem von 1811 der größte des Jahrhunderts. Die Länge seines gebogenen Schweifs betrug 5 000 000 Meilen.

Durch diesen prachtvollen Kometen wurde meine Freude an der Sternkunde neu belebt. Ich kaufte mir Diesterwegs Himmelskunde und eine Sternkarte vom nördlichen Himmel. Der Donatische Komet stand im Sternbilde des Brotes. Diese Sternbilder wollte und mußte ich kennenlernen. Der Unterricht in der Himmelskunde, bei uns hieß sie mit großem Recht nur mathematische Geographie, war gar zu mathematisch. Herr Zitzer war unser Lehrer darin. Die güldne Zahl und der Sonntagsbuchstabe und ähnliche langweilige Sachen waren ihm Hauptsachen. Auch die Anfertigung eines Kalenders, den man für vier Kreuzer kaufen konnte, war die Krone des ganzen Unterrichts. Für 20 Jahre im voraus machten wir Kalender - meine Aufgabe war die für das Jahr 1876. Wieviel Zeit, Papier und Tinte wurde damit verschwendet. An sternhellen Abenden stand ich oft mit anderen Kameraden am Fenster.



Komet „Donati“ von 1858

Mit Hilfe meiner Sternkarte suchten wir die Sternbilder und größeren Sterne auf. Die Planeten fanden wir leicht mit Hilfe des Landeskaltenders.

Es war Sitte, daß sich die Seminaristen in den Ferien der Heimatgemeinde als Vorleser in der Kapelle vorstellten, um zu zeigen, daß sie was könnten. Ich hatte die Probe gut bestanden, konnte gut singen, fand immer den rechten Ton und las langsam und laut. „Euer Daniel kann's“ konnten meine Eltern und Brüder beim Nachhausegehen von den Nachbarn hören. In den Herbstferien war die gute Mutter nicht ganz wohl. Mit schwerem Herzen nahm ich Abschied und versprach in den Weihnachtsferien wiederzukommen.

Glücklicherweise war das Wetter vor Weihnachten recht milde. Wir kamen nach zweitägigem Fußmarsch wohlbehalten zu den Eltern. Die Gesundheit der Mutter hatte sich gebessert - so hatte ich ganz vergnügte Weihnachtsferien. Kaum waren die Feiertage vorüber, fing es an zu schneien. Der Schnee lag einen Fuß tief: „Ach wäret ihr doch in Usingen geblieben, wie wollt ihr wieder dahin kommen?“ Kommt Zeit, kommt Rat. In der Neujahrsnacht trat Tauwetter ein. Der Schnee schmolz fast ebenso schnell wie er gekommen war. Aber der Schmutz! Zum Trost der Eltern war auch ein Landsmann, der Sergeant Schaumann aus der Weilburger Garnison, in Urlaub zu Hause. Er mußte gleichzeitig mit uns wieder abreisen. An diesem hatten wir einen erfahrenen Gefährten. Wir folgten dem praktischen Reiseplan den er für uns ausgesonnen hatte. Sein Urlaub ging am 6. Januar abends 5 Uhr zu Ende. Wir brachen an demselben Tage morgens frühe auf. Da hieß es aber zugeschritten, denn Schaumann war ein sehr großer Mann und machte große Schritte. Wir konnten ihm kaum nachkommen. Er gab sich

zwar alle Mühe seine Schritte zu mäßigen, verfiel doch immer wieder in seinen alten gewohnten Schritt. Als wir Langenbach im Rücken hatten und den Westerwald erstiegen, ging es besser. Der Schmutz hörte auf, denn der Boden war fest gefroren. In der Nähe von Driedorf war die Straße noch mit Schnee und Eis bedeckt.

Plötzlich blieb unser militärischer Begleiter stehen und zeigte auf eine große Blutlache auf dem Boden. Das gefrorene Blut sah auf dem Eise ganz grausig aus. „Hier ist ein Unglück passiert. Wenn wir nach Driedorf kommen wollen wir danach fragen.“ Wir kehrten in dem kleinen Wirtshaus von Russ ein. Während wir Kaffee tranken, erzählte uns die Wirtin, daß vor einigen Tagen an der Stelle ein Fuhrmann vom Wagen gefallen und überfahren worden sei. Wahrscheinlich habe er geschlafen, was doch kein Fuhrmann tun dürfe. Die Pferde hätten den Wagen heimgezogen. Als man nach dem Fuhrmann gesucht habe, hätte er verblutet und erfroren mitten auf der Straße gelegen.

Gegen 7 Uhr kamen wir nach Weilburg und kehrten in der Post ein. Hier wollten wir essen und schlafen und dann frühmorgens 3 Uhr mit dem Postwagen nach Usingen fahren. Diesen Reiseplan hatte Sergeant Schaumann für uns eronnen - und es war ein guter Plan. Ich war buchstäblich marode als wir nach Weilburg kamen. Schon die letzten Stunden hatte ich mich unwohl gefühlt; bald hatte ich Fieberhitze, dann schüttelte mich der Frost. Schaumann wich nicht von meiner Seite und als mich wieder ein Frostschauer erzittern machte, hängte er mir seinen grauen Mantel um. Es ging mir wie einst dem Hirtenknaben David in der Rüstung des Königs Saul: ich war's nicht gewohnt. Der schwere Mantel schleifte auf dem Boden - ich legte ihn wieder ab. Kaum vermochte ich die wenigen Stufen des Posthauses zu ersteigen. Essen konnte ich nichts. Schaumann bestellte einen recht heißem steifen Grog. Als ich den getrunken hatte, legte ich mich ins Bett, deckte mich ordentlich zu und sagte dann: „Jetzt gut geschlafen dann ist morgen früh alles wieder gut. Gute Nacht.“ Die Kameraden aßen, tranken und blieben noch lange auf. Ich hörte nichts mehr von ihnen. Das Bett kam mir vor wie eine Schaukel; dabei hörte ich ein merkwürdiges Rauschen, das immer leiser wurde. Nach einiger Zeit hörte ich das Rauschen wieder. Es wurde immer stärker und ich erwachte deshalb. Meine zwei Kameraden, die in demselben Zimmer schliefen, hatten Licht gemacht und kleideten sich gerade an. „Ist's denn schon Zeit aufzustehn?“ fragte ich verwundert. „Bleib nur noch liegen, du hast noch Zeit. Was hast du gut geschlafen.“

Durch das Rauschen von dem verdammten Wehr haben wir kein Auge zutun können. Wie ist dir denn?“ Mir war es wieder gut. Ich war in Schweiß gebadet und fühlte mich nur noch matt. Das gute Wehr hatte mich in den Schlaf gesungen und auch wieder geweckt. Der Kaffee schmeckte mir recht gut, zumal ich über 15 Stunden gefastet hatte.

54 Im Postwagen hatten wir es recht bequem. Mit dem Kondukteur waren wir vier. Jeder hatte einen Eckplatz für sich. Wir glaubten, kaum ein Halbstündchen ge-



Im Postwagen von Weilburg bis Usingen

schlafen zu haben, da blies der Postillion: „*Schier 30 Jahre bist du alt.*“ Der Postwagen rollte bereits über das Usinger Straßenpflaster.

Unter regem Fleiß und den besten Vorsätzen ging das Schuljahr seinem Ende zu. Man dachte schon an die Abiturientenprüfung und eine Beschäftigung während der Kandidatenzeit. Da ließ ich mich 6 Wochen vor der Prüfung von einer Unbesonnenheit hinreißen, die mir im Reifezeugnis folgende Zensur im Betragen eintrug: „Sittliches Verhalten - einen Fall ausgenommen - tadellos. Ließ sich gegen Gesetz und zweimaliges Verbot einen Ungehorsam zu Schulden kommen, weshalb er nach Verfügung Herzoglicher Regierung in 1860 sich einer zweiten Prüfung zu unterwerfen hat.“ Wie schon öfter in meinem Leben, ging es mir auch hier. Wenn ich glaubte, recht fest zu stehen, kam bald ein Fall. Vor der Prüfung zagte ich gar nicht. Ich gedachte sie schon in Ehren zu bestehen. Den Ehrgeiz, ein Zeugnis ersten Grades zu erobern, kannte man damals nicht. Man begnügte sich damit bestanden zu haben. Wettbewerb um bessere Stellen gab es nicht. Die Regierung, die alle Stellen besetzte und die Lehrer versetzte, berücksichtigte nur die Dienstführung und das Dienstalster. Jeder mußte unten anfangen.

Im März gab der Usinger Gesangverein „Walter von der Vogelweide“ ein Konzert. Einige Erstklässer wollten sich auch an diesem Kunstgenuß erfreuen und baten den Direktor um die Erlaubnis. Diese wurde für die ganze Klasse erteilt. Auch der Direktor und einige Lehrer fanden sich ein. Ich hatte wenig Zeit und auch wenig Interesse an diesem Konzert und wollte zu Hause bleiben. Als es aber hieß, die ganze Klasse geht hin, wollte ich doch keine Ausnahme machen und ging mit. Die ganze Klasse kam natürlich nicht, kaum der dritte Teil. Das Konzert war zu Ende und die Musikanten stimmten ihre Geigen zum Tanze. Jetzt heimzugehen war vielen recht schwer. Sie beauftragten den Kameraden Kring, der gerade Vorsteher war, den Direktor um Erlaubnis zu bitten, auf dem Ball bleiben zu dürfen. Die Bitte wurde aber wiederholt abgeschlagen. Zum letzten Male erklärte er streng: „Ich erwarte, daß jeder gleich nach Hause geht!“ Was machen? - „Wir bleiben hier! Wir bleiben hier!“ Auf dem Ball zu bleiben kam mir nicht in den Sinn. Ich setzte meine grüne Mütze auf und wollte heimgehen. Da wurde ich von allen Seiten bestürmt, ich müsse auch dableiben, ich

dürfe doch keine Ausnahme machen. „Was soll ich auf dem Ball tun? Ich kann nicht tanzen und kenne niemand. Ich mag nicht zuschauen wie ihr tanzt.“ Außer einem Schottisch und Walzer, die mich die Kommilitonen im Rondel des Schlosses gelernt hatten, verstand ich keinen Tanz. Da wurde mein guter Freund und Stubengenosse mein Verführer. Der Versucher zum Bösen legte ihm das rechte Wort in den Mund. „So, dann geh` du heim, leg` dich ins Bett und spiel` den Heiligen!“ Da ergriff mich die falsche Scham und hielt mich fest. Daß der grobe Ungehorsam nicht verborgen bleiben konnte, wußte ich im voraus und überlegte auch die Folgen. Während die andern gestraft würden, vielleicht ein Lob zu erhalten wegen meines Gehorsams, das glaubte ich nicht ertragen zu dürfen. Ich blieb, langweilte mich bis gegen 11 Uhr und ging dann heim. Abermals wurde ich bestürzt dazubleiben, bis alle gingen. Jetzt war ich fest - es war aber zu spät. Als am folgenden Morgen der Vorsteher meldete, es seien alle da, fragte der Direktor: „Ihr seid doch gestern abend nach Hause gegangen?“ Da antwortete mit leiser Stimme und niedergeschlagenem Blick der unglückselige Vorsteher: „Nein, wir sind dageblieben.“ „Wie!“ erscholl ein Verzweiflungsschrei durch den großen Saal. Alle drei Klassen blieben erschrocken stehen. Den ganzen Tag blieb der Direktor in seiner Wohnung und hielt keine Stunde. So sehr hatte ihn der Fall erschüttert.

Was sollte ich sagen als wir vernommen wurden? Sollte ich den ganzen Sachverhalt beichten und versuchen mich zu entschuldigen? Das mochte ich nicht - mitgegangen, mitgehangen. Die angedrohte Prüfung wurde indessen den meisten erlassen. Mein Schulinspektor Reber berichtete über meine Amtsführung an die Herzogliche Regierung. Von einer Prüfung war darin keine Rede mehr.

Die Abiturientenprüfung wurde glücklich bestanden. Ein Abschiedstrunk vereinte die Mehrzahl der scheidenden Kameraden beim alten Sonnenreinhard. Ich beteiligte mich nicht daran, denn ich hätte Vater und Bruder, die mich abzuholen gekommen waren, allein lassen müssen - und das ging nicht an. Unzufrieden mit mir selbst verließ ich das Seminar, das ich mit so großen Hoffnungen betreten hatte.



Postkarte
von einer 56 Jahre
später stattfindenden
Seminarprüfung

Die Heimreise

Die Welt war im Mai 1859 voll Krieg und Kriegsgeschrei. In der Lombardei waren schon die Kriegswürfel gefallen. Auch ganz Deutschland stand in Waffen. Die nassauische Brigade war längst mobil. Der Regierungsrat Firnhaber teilte uns Schulkandidaten mit, wir würden in der allernächsten Zeit alle eingestellt werden und dürften keine Privatstellen annehmen. Eine große Anzahl Lehrer war zum Militär einberufen. Ihre Stellen standen verwaist. Da schrieb ich dem Gutsbesitzer bei Wabern in Kurhessen ab, bei dem ich eine Hauslehrerstelle für 100 Taler nebst freier Station bis zu meiner Anstellung im nassauischen Schuldienst übernehmen wollte.

Mit Vater und Bruder verließ ich frühmorgens Usingen. Wir wanderten über die Saalburg nach Homburg, wo wir den Postwagen besteigen und nach Frankfurt fahren wollten. Der Vater wollte doch auch einmal die berühmte große Stadt sehen und die Familie seines ältesten Sohnes in Eschborn besuchen. Das Restaurationsgebäude auf der Saalburg war nahezu fertig. Wir sahen uns jedoch nur wenig um. Der Vater hatte an dem alten Steinwerk kein Interesse. Aus der römischen Geschichte wußte er nur den Namen des Kaisers Augustus, der ein Gebot ausgehen ließ, daß alle Welt geschätzt würde. Weiter ging seine Kenntnis der römischen Geschichte nicht. In Homburg wartete eine große Anzahl Passagiere auf den Abgang des Frankfurter Eilwagens. Wir fürchteten schon, keinen Platz zu bekommen. „Seid doch nicht so töricht, wenn der Fürst von Thurn und Taxis uns das Fahrgeld abgenommen hat, dann muß er uns auch nach Frankfurt befördern,“ tröstete uns ein erfahrener Reisender.

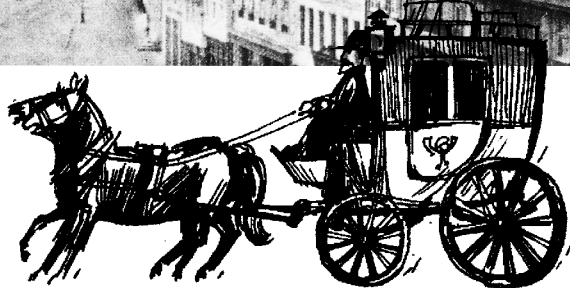
Viele Beiwagen fuhren vor. Wir kamen alle mit. Vater und Bruder kamen in den Hauptwagen. Ich fand einen Platz oben auf der Wache, auf einer Bank hinter dem Kutscherbock. Es fuhr sich prächtig durch die Gefilde der Wetterau, die Apfelbäume blühten noch und die Rapsäcker standen in voller Blüte. Den Reisegefährten stand der Mund nicht einen Augenblick still. Das große Wort führte ein jüdischer Landmetzger, der unterwegs mit einem großen, schweren Zigarrenkistchen zu uns auf die Wache geklettert war. Man unterhielt sich von den Zünften, die damals schon in verschiedenen Statten abgeschafft worden waren, von der Metzgerzunft insbesondere. „Ja, die Frankfurter, erzählte der koschere Metzger vom Lande, die lassen kein Lot fremdes Fleisch in ihre Stadt. Alles was von außen hereinkommt wird konfisziert. Aber geuzt werden sie doch. Ich bringe meiner Tochter, die an einen Frankfurter Geschäftsmann verheiratet ist, jede Woche 6 Pfund gutes Fleisch und hab` es auch jetzt bei mir. Ich gebe einen Brabänter, wenn es einer von euch findet, meine Herren.“ Beim Heraufsteigen des geschwätzigen Metzgers hatte ich schon gesehen, daß das Zigarrenkistchen viel schwerer war als 250 Zigarren, wie die eingebrannte Inschrift angab. Es machte auch einen tiefen Eindruck auf seinen Oberschenkel. Demnach war es

nicht schwer zu erraten, wo das Fleisch verborgen war. Ich lachte und sagte: „Wenn ich Torwächter wäre, so würde ich sie uzen und ihr Zigarrenkistchen konfiszieren.“ Erstaunt sah mich der Schwadronneur an und sagte mindestens zwei Minuten lang kein Wort mehr. Länger konnte er nicht schweigen und fing ein harmloses Wettergespräch an. „Wenn das Wetter so bleibt, dann gibt es einen trockenen Sommer und kein Heu. Dann können die Bauern ihr Vieh verschenken. Der Klee ist schon beim Deibel.“ Diese Redensart ärgerte einen Mitreisenden, der ein Bauer war. Er sagte: „Wo bleibt denn der Brabänter? Wir wissen doch, wo euer Fleisch steckt!“ „Was, sie wissen nichts! Der junge Herr da könnte wohl davon reden, aber der ist viel zu nobel dazu.“

Unterdessen rasselte unser Eilwagen über das Frankfurter Pflaster und hielt in der Friedberger Gasse still. Die Leute von der hohen Sitzbank kletterten herunter. Unser Metzger vom Lande war wie der Blitz verschwunden. Ich trat an den Schlag und ermahnte Vater und Bruder auszusteigen, wir wären in Frankfurt. Der Bruder sagte aber: „Wir steigen erst im Posthof auf der Zeil aus, nicht hier in der Friedberger Gasse.“ Auf einmal zogen die Pferde wieder an. Ich stand da und schaute dem Eilwagen nach. Was war da zu machen? Ich eilte mit Gewaltschritten nach. Als diese nicht mehr ausreichten, mußte ich einen leichten Trab anschlagen. Es war gut, daß der Eilwagen in dem Gedränge nur langsam fahren konnte. „Das ist für deinen Vorwitz,“ sagte der Bruder, als wir im Posthof auf der Zeil wieder zusammenkamen. „Warum bleibst du nicht sitzen bis alle ausgestiegen?“



*Zeil und Hauptwache
in Frankfurt am Main
Eine der ersten Fotografien
von William H. Fox Talbot
1846*



Kaum waren wir einige Tage in Eschborn, da bekam der gute Vater Heimweh. „Sie sind am Lohschälen, deshalb muß ich heim.“ Er war nicht mehr zu halten. Wir gingen nach Bockenheim, fuhren mit der Eisenbahn nach Gießen, dann mit dem Postwagen nach Wetzlar. Die letzten 7 Stunden legten wir zurück per pedes apostolorum. Zum Lohschälen kamen wir noch rechtzeitig an.

Nachruf in der Frankfurter Schulzeitung Jahrgang 32 Nr. 20, 29. August 1915 Ein Wort des Gedenkens

Während der Tod im Felde seine reiche, grausige Ernte hält, vergisst er auch die Daheimgebliebenen nicht. Wo die Wunden, die er schlägt, am meisten schmerzen, wer will es ermassen? Gerade jetzt hält ja die Liebe die heimischen Kreise um so inniger zusammen, je größere Opfer sie draußen auf den Schlachtfeldern dahingeben muß. Und so fühlen wir nur um so schmerzlicher in diesen Tagen den Heimgang eines Mannes, der zwar als Kollege schon vor 11 Jahren aus seinem Wirkungskreis schied, als Mensch, als Freund, als Vater und Familienhaupt aber noch in aller Frische unter uns stand und allen noch so vieles zu bieten hatte aus den Schätzen seines Geistes und seines Herzens. Wie ihm der sonnige Widerschein seines gesegneten amtlichen Wirkens in das Ruhestandsleben folgte und ihn durch zahlreiche Zeichen der Dankbarkeit erfreute, so folgt ihm über das Grab die Liebe derer, die ihm verwandtschaftlich und freundschaftlich nahestanden, nicht nur im Zeichen der Trauer, sondern fast mehr noch des Dankes für das, was er ihnen gewesen ist. – Wie reich das Geistesleben war, das er bis ans Ende seiner Tage führen durfte, davon zeugen die ‚Lebenserinnerungen‘, die er in seinem Ruhestandsleben niedergeschrieben hat und die weit mehr geben, als der Titel vermuten läßt. Ein umfangreiches Werk, in dem sich die Schule und Kulturzustände eines halben Jahrhunderts nassauischer Geschichte spiegeln, hat er den seinig hinterlassen. Leider nur den Seinigen. Denn einer Veröffentlichung des Ganzen stellt sich hindernd gerade das entgegen, was den besonderen Reiz des Werkes ausmacht, die rückhaltlose, ungeschminkte Wahrheit unter Namensnennung aller beteiligten Personen. Aber eine und die andere Teilgabe möchten wir gerne aus dem Ganzen herausheben in der Überzeugung, daß sie nicht bloss der älteren Generation eine wehmütig freudige Erinnerung, sondern auch der jüngeren Generation einen Anlaß zum Nachdenken und zu fruchtbringenden Vergleichen bieten wird. Unser Freund und Kollege Daniel Weber ist geboren 1840 zu Fellerdilln (Dillkreis). Er besuchte 1856 – 59 das Seminar zu Usingen und legte 1875 das Mittelschulexamen in Deutsch, Mathematik und Naturwissenschaft zu Kassel ab. Seine erste Anstellung war eine Vertretung in Steinbrücken (Dillkreis), im Sommer 1859. Am 1. Oktober desselben Jahres kam er nach Bretthausen, (Oberwesterwaldkreis); am 1. Mai 1863 an die Realschule zu Diez an der Lahn; am 1. Januar 1884 an die höhere Mädchenschule zu Bockenheim, die spätere Viktoriaschule zu Frankfurt am Main, wo am 1. Oktober 1904 seine Pensionierung erfolgte. Der Nachruf, den ihm die Anstalt zu Ostern 1905 widmete, rühmt sein reges Interesse für die Naturwissenschaften, seinen Sammeleifer, der sich besonders auf Naturalien erstreckte, seinen offenen Blick für die Schönheiten der Heimatprovinz und seine Gabe, den Schülern die Augen ebenfalls für diese Schönheiten zu öffnen.

Und zuletzt gedenkt der Nachruf anerkennend und dankbar des ungetrübten kollegialen Verhältnisses, in dem der Scheidende zu dem Leiter der Anstalt und den Kollegen der Anstalt gestanden habe. Es hätte sich ja auch jeder Leiter der Anstalt und jeder Kollege ein übles Zeugnis ausgestellt, der mit dieser Friedensnatur in Konflikt gekommen wäre. Nicht als ob Weber leicht in jede Form und Fassung zu prägen gewesen wäre, als ob er nicht einen festen männlichen Charakter, eine bestimmte pädagogische Überzeugung gehabt und diese vertreten hätte. Ganz im Gegenteil. Aber sein gerader, unbestechlicher Gerechtigkeitssinn wußte auch den Standpunkt des Gegners zu würdigen, und sein tiefes, lauterer Wohlwollen, seine Einsicht in die Schwächen der Menschennatur ließen ihn immer ein Wort des Verzeihens und Versöhnens finden, mit der leisen, wohltuenden Nebenempfindung, daß er damit doch eigentlich seine Überlegenheit beweise und den Gegner überwinde. Bezeichnend für die Bescheidenheit seines Wesens und zugleich für die Lauterkeit seiner Gesinnung ist die Art, wie sein ‚Leitfaden für den Unterricht in der Orthographie und Interpunktionslehre‘ (Kesselringsche Hofbuchhandlung) zur Drucklegung kam. Er hatte die Arbeit ‚für sich ausgeführt, für seinen Schulgebrauch; dann ward sie in Diez in Kollegenkreisen bekannt und ging von Hand zu Hand, und erst daher kam der Antrieb zur Veröffentlichung. Eine andere literarische Frucht seines pädagogischen Nachdenkens ist sein ‚Leitfaden für den unterricht im Kopfrechnen‘ unter Berücksichtigung des schriftlichen Rechnens (Chr. Limbarth; Wiesbaden). Aber seine stille Liebe war neben diesen Büchern die Geschichte, von der er nimmer abließ, und die ihm ein unerschöpflicher Born der Erquickung, und in den ernsten Zeiten, wie die heutigen, auch der Hoffnung war. Wie oft er Gibbons große ‚Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Reiches‘ „sein stolzer Besitz“ gelesen hat, wußte er wohl selbst nicht. Doch was rede und erzähle ich von diesem und jenem? Indem ich es tue, fühle ich bei jedem Satz nur um so mehr, wie wenig ich seinem eigentlichen Menschenwert damit nahkomme. Der Mann, der am 29. August seine treuen Augen für immer schloß, dem wir am 1. September das letzte Geleite gaben, kann durch solche äußeren Data nicht gewürdigt werden. Seinem Herzen muß man nahegestanden, dessen Lauterkeit der Gesinnung erkannt, dessen Reichtum an Liebe und Treue erfahren haben, und dann – ja dann redet und schreibt man gar nicht mehr, man schweigt. Man fühlt es ja: der Gestorbene ist gar nicht von uns genommen, er ist in uns und bei uns, bis auch wir den letzten, dunklen Weg gehen, den er gegangen ist, und wenn dabei ein Wunsch sich in uns regt, so ist es der, daß dann unsere Spuren leuchten mögen wie die seinen.

E. RIES

*Herausgeber:
Geschichtsverein Usingen e.V.
nach Aufzeichnungen von Daniel Weber,
Dietz an der Lahn um 1910
Zusammenstellung von Günther Wengenroth
Erstauflage: 6/1996/150*

*Überarbeitete und mit zeitgenössischen
Bildern und Zeichnungen versehene,
neugestaltete Zweitaufgabe: 3/2012/100*

*Bildmaterial:
Museums- und Stadt-Archiv Usingen,
Wikipedia S. 41, 42, 49, 53, 58,
Dieter Ranger S. 34*

*Druck:
Digitaldruck Zende, Usingen-Eschbach*

*Gestaltung und Realisierung:
Eberhard Schrimpf*



*Holzprägestock für die Lederrückenteile der Original-Schloßstühle
(in Usinger Privat-Besitz)*